Internationale Bibliothek.

Jeder Band einzeln käuflich.

Paris.

Ein Spiegelbild
seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens
in Schilderungen
von den
bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

Physiologie von Paris.

Mit Titelbild.

15 Sgr.

15 Sgr.

Berlin, Verlag von R. Lefser.

DER BAL MABILLE

Paris.

Ein Spiegelbild

seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens,

in Schilderungen

von den

bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe des

„Paris Guide.“

Physiologie von Paris.

Mit Titelbild: Bal mabile.

Berlin.

Verlag von R. Lesser.

BIBLIOTHECA
REGIA

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Physiologie

von

Paris.

Pariſer Leben von **Paul Féval.**
Auf den Trümmern von **Edmond About.**
Pariſer Typen und Clubs von **Ch. Yriarte.**
Der Bibliophile von **Jules Janin.**
Kleine Induſtriezweige von **Edmond Texier.**
Die Fechtſäle von **E. Legouvé.**
Bälle und Concerte von **Champfleury.**
Der Schlummer von Paris von **Henry de Pène.**
Die deutſche Colonie von **L. Bamberger.**
Die ruſſiſche Colonie von **Iskander** (**A. Herzen**).
Die Orientalen in Paris von **Gräfin Dora d'Iſtria.**
Die Schweizer-Colonie von **William Raymond.**

Berlin.
Verlag von R. Leſſer.

Physiologie von Paris.

Pariser Leben

von

Paul Féval.

I.

Der Puls von Paris hat 125 Schläge in der Minute; für Andere wäre das ein hitziges Fieber, aber Paris befindet sich dabei vollkommen wohl.

Es lebt, oder besser gesagt, man lebt daselbst mit wunderbarer Schnelligkeit, was durchaus nicht verhindert, lange zu leben. Damit will ich indessen nicht behaupten, daß in dem ungeheuren Organismus nicht auch giftige Miasmen enthalten wären; unter jeder Saat wird man Dünger finden. Jener fromme Skandal-Spekulant aber, der aus Erfahrung weiß, daß Paris mit Leidenschaft jede Beleidigung rächt, die man ihm ins Gesicht schleudert, hat den Athem der Stadt zu sehr verleumdet. Der arme Mann sucht nur Häßliches in seinem Spiegel, was ganz natürlich ist. Er möge die Folie davon ablösen; so oft er aufhörte, sein eigenes Bild zu sehen, wird er keinen Grund mehr haben, sich zu schämen.

Nehmen wir an, daß die Atmosphäre von Paris durch den Hauch einiger tausend wahrhaft bösartiger und verderbter Menschen verunreinigt wird — denn es geschieht nach Gottes Rathschluß, daß in jeder Vereinigung menschlicher Wesen Einige sind, die sich das Leben durch Bösesthun fristen. Diese Einflüsse werden jedoch durch die Million von Einwohnern und die Million von Fremden entkräftet, welche dieselbe Luft einathmen

und dabei zwar erst an sich selbst, dann aber, soweit es ihre Zeit gestattet, auch an den Nächsten denken. Sie sind ein neutrales Gas, dessen sich die gewaltige Strömung der pariser Thätigkeit bemächtigt und das Ganze bildet einen so frischen Luftzug, daß ich gesehen habe, wie die rechtschaffensten Bürger in einer Entfernung von kaum zehn Schritten an Tartufe, dem Grubenräumer, vorübergingen, ohne das geringste Zeichen von Uebelkeit zu geben.

Paris ist so groß, daß sich alle Schandthaten darin verlieren, mögen die Lärmbureaus noch so eifrig die Trommel rühren. Haben diese Schandthaten den Pulsschlag von Paris einen Tag lang beschleunigt, so geschah es, weil sie im großen Styl begangen worden sind. In diesem Falle wirft ihnen Paris eine Handvoll Bankbillets zu, wie der Theresa, die es amüsirt oder den Brüdern Davenport, die es langweilen, und dann geht es lachend oder gähnend seines Weges.

II.

Paris ist ein guter Gesell, etwas spießbürgerlich, aber nicht ohne Anspruch auf Künstlermanieren. Die Waaren, die man ihm liefert, brauchen nicht von erster Güte zu sein. Würden Stimmen gesammelt, so bin ich überzeugt, daß der Wein von Pontoise über den Châteaux-Margaux den Sieg davon trüge, vorausgesetzt, daß eine Menge von Annoncen und Maueranschlägen so laut als möglich verkündigten: „Man höre! Keine gebrannten Zwiebeln mehr! Große Umwälzung in Kunst und Natur! Morgen kommt eine große Partie Wein von Pontoise zum Verkauf, allein zu haben bei Isambart und zwar à 10 Sous der Litre! Dieser Wein ist dem alten Chateaux-Lafitte bei weitem vorzuziehen, der 10 Francs kostet und nicht bei Isambart zu haben ist.“

Paris kauft den Wein von Pontoise und lacht aus vollem Herzen. Der Wein ist abscheulich; Paris giebt es zu und lacht noch mehr.

Aber noch herzlicher als Paris lacht Isambart.

Beide, Isambart so gut als Paris sind sehr gescheute Leute; sie verspotten sich gegenseitig nach besten Kräften. Paris nennt Isambart einen Marktschreier, kauft ihm aber jeden Morgen 300,000 Maaße seines Krätzers ab.

Isambart liebt Paris, Paris liebt Isambart. Sie klopfen sich gegenseitig auf den Bauch. Aber im Grunde genommen, ist Isambart doch der Gescheuteste von Beiden.

III.

Isambart hat zwei Millionen Pariser gegen sich; sie verachten ihn gründlich und legen zusammen, ihm das Einkommen von drei Ministern zu sichern.

Jetzt sind es zwei Millionen. In 10 Jahren werden es vier Millionen sein und die Einkünfte Isambart's werden sich vervierfacht haben, denn er wird den Wein von Pontoise durch die Tinte der Petite-Vertu ersetzen, die er mit Seine-Wasser verdünnt. Das ist klug von ihm und seine Kolossal-Statue wird das Panthéon krönen.

Es ist die Pflicht des Vaterlandes, sich gegen seine großen Männer dankbar zu beweisen.

IV.

Dort oben, in der Nähe des Panthéon, in einem Stadtviertel, das noch von keinem Boulevard durchschnitten wird, steht ein düsteres, ärmliches, fünf Etagen hohes Haus, — ein Ueberbleibsel der alten Stadt, die man vor 20 Jahren aus Straßenschmutz aufgebaut hat.

Es ist Mitternacht; zwei Lichte schimmern durch zwei kleine Mansardenfenster. An dem einen sitzt Paul, der sich über ein Stück grobes Papier beugt und sich in Fieber verzehrt, um Verse zu schreiben, die Niemand lesen wird.

Vielleicht gehören sie darum doch nicht zu den bessern.

In der andern Mansarde sitzt Virginie und steppt Hosenträger.

Beide sind jung. Virginiens Hosenträger bringen so viel ein, daß sie trockenes Brot zu essen hat. Paul's Verse erlauben ihm, Hungers zu sterben.

Der Leser sieht, daß ich keine falsche Scham besitze; ich begnüge mich damit, den Spuren der Götter zu folgen. Victor Hugo, der Meister, hat Paris aus der Vogelperspective geschrieben; ich will es schreiben, wie es dicht vor Augen liegt.

V.

Woher sind sie? denn selten nur stammen sie aus Paris. Drei Viertel der Pariser sind in Quimper oder Carcassonne geboren. Wir wollen also annehmen, daß Paul aus Marseille ist und Virginie aus der Normandie. Wenn sie einen Augenblick Zeit haben, lieben sie sich vielleicht.

Von der Höhe ihrer großen Hütte, die auf einem Berge steht, übersehen sie den Grundriß von Paris so genau, wie der Baron von Haußmann. Der Boulevard von Saint-Michel zieht sich in gerader Linie nach der Seine hinunter; der Boulevard von Sebastopol steigt nach dem Straßburger Bahnhof hinauf; die Quais durchbrechen diese lange Straße und bilden eine der hübschesten städtischen Scenerien, die Europa aufzuweisen hat. Gen Westen dehnt sich hinter dem Luxembourg das Faubourg Saint-Germain aus — die Gegend der Unbeweglichkeit. Im Osten ziehen sich die Seine und die Hospitäler bis zum Jardin des Plantes. In Nord-Osten dampft die Industrie durch ihre hohlen Obelisken; in Nord-Westen denkt, strebt und müht sich das wahre Paris, das über die Sainte Chapelle, das Institut, den Louvre und die Tuilerien gesehen wird, das sich von der Börse bis zum Bois de Boulogne erstreckt und den Alcazar, die Oper und die Madeleine umfaßt.

Paul und Virginie haben das Alles häufig betrach-

'et. Der Dichter sah nach der Börse; die Arbeiterin nach dem Opernhause.

Der Weg, der von der Höhe von Sainte Geneviève zu den goldenen Feldern führt, die am Palais Royal beginnen, ist jetzt weit und frei. Warum immer nur vegetiren? Eins, zwei, vorwärts marsch!

Die zwei Mansarden sind leer; dann werden sie anderweitig vermiethet und die Nachfolger von Paul und Virginie können beobachten, wie die Beiden den Boulevard hinunter gehen, der in das Leben von Paris hineinführt.

VI.

Eines Morgens ist Paul dem großen Isambert begegnet, der bei Virginie gewesen war. Den Wein von Pontoise fabrizirt man aus Paul und Virginie, die zusammen in einem Bottich zerstampft werden.

Isambart ist der Direktor aller Alhambras, der Hauptredacteur aller „Triboulets", der Unternehmer aller Californien. Er soll ungeheure Häuser gegründet haben, die nichts als Mansarden zur Kultur der Paule und Virginien enthalten.

Paul, der ihn sogleich als einen „Südländer" erster Klasse erkannt hat, wirft sich vor ihm nieder und spricht:

„Majestät, laß mich so viel verdienen, daß ich alle zwei Tage zu Mittag essen kann."

„Geh in mein Bureau", antwortet der Reiche, „ich gewähre dir täglich 15 Sous für das Austragen meines Weines; Virginie soll eben so viel für das Zusammenfalten meiner Prospekte bekommen."

Damit geht er weiter, um auf seinem ganzen Wege ähnliche Wohlthaten auszustreuen. Die Sonne thut nichts Anderes, indem sie ihre himmlische Laufbahn verfolgt.

VII.

Jedes skeptische Lächeln würde hier von Uebel sein. Paul hatte Nichts zu essen; Isambart giebt ihm schlechte

Kost — das ist jedenfalls ein Fortschritt. Was Virginie betrifft so kann sie eine Scheibe Wurst auf ihr Brot legen.

Der Zauberstab Isambart's hat sie berührt; der erste Schritt ist geschehen.

Der zweite macht sich ganz von selbst. Virginie hat mit einem Choristen des Theaters des Amabilités bei Philippe soupirt und wird nun, je nach der Laune des Schicksals, im Hospitale sterben oder die Höhen des Venusberges ersteigen. Ein Zeitraum von 6 Monaten genügt, es zu entscheiden.

Das ist sogar zu lange. Am 30. Tage des vierten Monats ist sie bereits „Odeur de Paris." Paul begegnet ihr in einem offenen Wagen und sie schenkt ihm Billets, um sie in ihrem Alcazar singen zu hören.

Sie ist nicht hübsch und versteht nichts von Musik; aber sie hat eine Stimme wie eine Klapper oder ein Schmiedehammer und heult, wie man verbotene Tänze tanzt. Anständige Frauen kommen, um sie singen zu „sehen". Sie verdient monatlich zwischen 5000 und 10,000 Francs und beschwert sich über die Knauserei der Direktoren.

Sie ist die Tochter Isambart's — der 1200 Töchter hat. Danach können wir das Unvermögen des Priamus beurtheilen.

VIII.

Virginie hat die Hand eines Herzogs ausgeschlagen. Isambart bietet ihr alles Gold der Welt, wenn sie sich gewöhnen kann, einige Kavalerie-Säbel zu verschlucken und dabei fortzusingen wie eine heisere Kanone.

Aber sie entflieht mit einem jungen Schornsteinfeger, der sie zu Grunde richtet und jetzt Geschäftsführer eines industriellen Unternehmens ist.

Paul hat 10 Monate lang vegetirt, dann ist ihm der Geist des Annoncen-Wesens begreiflich geworden. Nachdem er alles Mögliche: einen Roman, eine Schnalle, eine neue Suppe angekündigt, macht er unzählige Mal

Banquerott, und die öffentliche Achtung drapirt sich wie ein Mantel um seine Schultern. Eines Tages betrachtet er sich im Spiegel und erkennt Isambart. Er selbst ist Isambart, Paris ist sein Eigenthum. Er verkauft es, kauft es wieder, verkauft es abermals. Die Vendôme-Säule reicht ihm bis an den Knöchel.

Ihm gehört dies Schloß, dieser Koch, diese Schauspielerin. Er besitzt diese Zeitschriften, diesen Pferdestall. Eins seiner Pferde ist berühmter als Herr von Bismarck.

Die Könige reden ihn an; die Tambours fühlen sich versucht, den Wirbel zu schlagen, wenn er vorüber geht Er fühlt sogar, daß ihn der liebe Gott zuerst begrüßt.

IX.

Der Mondschein sickert durch das Sparrenwerk eines demolirten Hauses. Die Ratten bereiten sich zur Auswanderung vor; aber nur ungern verlassen sie die Räume, in denen ihre Voreltern gehaust haben und sie sprechen mit Bitterkeit von dem Herrn Präfekten der Seine.

Zwei Laternen bewegen sich durch die Trümmerhaufen. Die Eine wird von einer zerlumpten Frau, die Andere von einem zerlumpten Manne getragen: einer Lumpensammlerin und einem Lumpensammler. Endlich begegnen sich die Beiden.

„Paul!“

„Virginie!“

Wenn sie zwei Sous besitzen, traktiren sie sich mit einem Trostschluck.

Aber nicht immer ist das Ende so traurig. Zuweilen kommt es vor, daß Paul Virginie als Aufwaschmädchen nimmt, oder daß Virginie Paul zu ihrem Portier macht.

Isambart fährt fort, die Welt durch seine Annoncen, seine Maueranschläge und sein Herz in Erstaunen zu setzen.

X.

Es ist Mittag; Stella erwacht in der Liebesgrotte, welche der Sohn der Venus aus Rosenholz, Emaille und Gold für sie geschaffen hat. Sie gähnt erst und dann ruft sie. Ihre Sklaven, des Winks gewärtig, bringen ihr nacheinander die Ueppigkeit ihres Busens, die Perlen ihres Lächelns, die Korallen ihrer Lippen, die Lilien und Rosen ihres Teints.

Stella schläft weder mit ihrem weichen Haar, noch mit den Blitzen ihrer Augen. Sie ist die schönste Frau Europas, sobald sie ihre tägliche Auftakelung vollendet hat.

Während sie die Champs Elisées entlang fährt, wirft sie ihre zündenden Blicke in die Menge. An jedem dieser Blicke befindet sich ein mikroskopischer Angelhaken, der jedoch stark genug ist, die stolzesten Lachse der Politik und Finanzwelt zu fangen. Welch Alter ihr die Erfahrung Nestors nachrechnet, weiß man nicht genau. Sie hat mehrere Stämme Israels, einen Fürsten und zwei Regierungen zu Grunde gerichtet.

Niemand ist ihr überlegen, es wäre denn der Cent-Garde, der sie in Stunden der Intimität mit Fußtritten regalirt.

XI.

Wer ist der Held, dessen Alter kalt macht wie Marmor? der melancholischen Windhunden die Legende von den Tagen erzählt, in denen er die bedrohte Civilisation gerettet? Ist es Stello?

Er ist arm und durch seine verschlossenen Fenster hört er das mitleidslose Gespött der Jungen und Glücklichen. In einem Winkel hängt seine Lyra mit zerrissenen Seiten.

Vielleicht beneidet er das Schicksal jenes andern Dichters, der von der Höhe seines Exils stolz auf das Vaterland herabsieht, während das Haus der Unsterblichen seine Thore allen denen öffnet, die auf ihre Fahne schreiben: „Wir sind keine Poeten!“

XII.

Die Poesie ist übrigens noch nicht gestorben, denn da sind drei Theaterdirektoren, die sich ernsthaft ansehen, indem sie den Hymnus von der literarischen Wiedergeburt singen.

„Nieder mit dem Lustspiel!“

„Nieder mit dem Drama!“

„Nieder mit dem Geist, dem Herzen, dem Styl und andern Antiquitäten.“

„Es lebe die nackte Kunstreiterin, die ihr Leben fristet, indem sie ihren Tod verspricht! Es leben die Batty'schen Löwen! Man wird das Hartkopf'sche Museum in ein Ballet verflechten.“

Wie wär's, meine Herren, wenn Sie die Morgue kauften?

Jeden Abend ein überfülltes Haus!

Sie warfen mir einen Blick verständnißvollen Bedauerns zu und der Liebenswürdigste unter ihnen antwortete:

„Ich habe die Sache lange in Erwägung gezogen — aber die Ertrunkenen sind doch gar grün.“

Wahrscheinlich hatte der geringste dieser Ertrunkenen 1800 Francs pro Abend verlangt, um mit falscher Stimme zu singen: „Rien n'est sacré pour un sapeur.“

XIII.

Saltar betritt die Börse in Begleitung seiner Prätorianer. Gestern hat er, um eine Million zu gewinnen, Baisse gemacht. Heute wird er, um eine Million zu gewinnen, Hausse machen. So oft Saltar seine Million verdient, nimmt er hundert menschlichen Wesen das tägliche Brot.

Aber seine Million muß er haben. Der Gott des Midas hat ihn berührt.

Wozu gebraucht er denn diese Million? wozu er die andern gebraucht: zum Golderwerbe.

Es heißt, daß er nicht im Stande ist, auf andere Weise nur 10 Sous auszugeben; weder für seine Vergnügen, noch für seine Bedürfnisse. Er kann weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch lieben. Er kann nur seine Million verdienen.

Den Leuten, die er umbringt, macht er den bittersten Vorwurf daraus, daß sie im Stande sind, Hunger, Durst und alles Uebrige zu empfinden.

So heißt es von ihm. Unglücklicher Saltar! Eine Thräne für ihn, Ihr Ermordeten! nie wird Euer Mitleid besser angewendet sein.

XIV.

Wenn wir die Börse verlassen, wollen wir die Augen abwenden, um jene Damen nicht zu sehen und wollen uns nach dem Boulevard verfügen, wo ganz Europa spatzieren geht. Wer mag denn heute in der Madeleine predigen? die Frau Gräfin hat ihr Rührungs-Armband mitgenommen.

„Bitte, was sagten Sie eben? Ihr Rührungsarmband?"

Die Frau Gräfin hat eines Tages, tief ergriffen von einer Rede des Pater Lacordaire ein Armband, das 60 Louisd'or gekostet, in den Beutel für die Armen geworfen.

Man ist nicht immer im Stande, sich zu beherrschen. Ueberdies hatte die Marquise ihre Kette gegeben.

Aus Vorsicht schmückt nun die Frau Gräfin, so oft die Herren der Kanzel reden, ihr wunderschönes Handgelenk nur mit einem Armband für 50 Thaler.

Solche Armbänder sind bei allen Juwelieren des Boulevard des Capucines zu haben.

Man nennt sie Wohlthätigkeits-Ableiter.

XV.

Das Bois de Boulogne! Der See! Wahrhaftige Equipagen, Miethswagen, Jahrmarkt des Lächelns, Jahrmarkt

des Scheins! Es giebt nichts in der Welt, was hiermit zu vergleichen wäre. Wenn wir auch alle Hauptstädte Europas aufeinander häuften, so viele spatzierengehende Schulden wie hier, finden wir doch nicht.

Welche Eleganz, aber auch, welche Augenverblendung.

Hier sind die reichsten Mitgiften Korbweise zusammen zu lesen. Die Liebe fährt hier mit vollen Segeln. Alle Verlockungen der Erde sind hier vereinigt zu Thätigkeit, Kampf und Verrath und ohne Erröthen begegnet hier die Unschuld dem berühmtesten Skandal.

Auch Saltar kommt zuweilen hierher, wenn er seine Million besonders schnell gewonnen hat. Wer mag wohl der Schuhmacher sein? fragen die Unwissenden unter den Spatziergängerinnen, aber sobald sie seinen Namen gehört haben, finden sie ihn schöner als Apollo.

Saltar geht vorüber. Was gäbe er nicht darum, wenn er nur eine Stunde das Genußvermögen seines Dieners besäße!

Die, welche ihn genauer kennen, behaupten, er würde bis zu 25 Centimes gehen. Aber das sind unvorsichtige Leute.

XVI.

Der Abend bricht herein. Paris illuminirt sich — man zündet es an, wie ein Feuerrad. 1,800,000 Löffel nehmen die Suppe in Angriff. Einige derselben sind von Gold, andere von Eisenblech. Irgend ein Abkömmling der Griechen verzehrt auf dem Trottoir ein Stück trocknes Brod, während jener dicke Bürger, dessen Kravatte ein Stück Geschichte ist, das Kaffeehaus durch seinen täglichen Appetit von 10 Louisd'or in Erstaunen setzt.

Der angehende Tribun würzt sich die Brotrinde mit seinem Ehrgeiz. Seine Zähne schärfen sich an dem trocknen Brode. Wehe den Trüffeln der Zukunft.

Der Präsident Lucullus, den Podagra in seinem Sessel festbannt, erinnert sich voller Melancholie an die Trüffeln der Vergangenheit.

Paris dinirt von einem Sous bis zu 300 Francs pro Kopf. Saltar ist der Einzige in Paris der gar nicht dinirt.

Man erzählt übrigens, daß er eines Tages ausnahmsweise seine Million verlor, statt sie zu gewinnen, und daß er darauf — eine Cotelette verschlang.

XVII.

Paris verdaut — das ist die Stunde des Glanzes. Die Oper singt und tanzt; die Theater brüllen oder lachen aus vollem Halse; die Café-Concerts kreischen. Von der Barrière du Trône bis zum Arc de l'Etoile stimmt die große Stadt das Jubellied des befriedigten Magens an.

Hundert Kirchen des Vergnügens sind geöffnet.

In den vornehmen Faubourgs und im Stadtviertel des Geldes halten lange Wagenreihen an den Trottoirs. Blickt auf! in der ersten Etage dieses reichen Hauses dringt ein Lichtschimmer durch die verhüllenden Vorhänge.

Dies Licht und die gedämpften Töne eines Orchesters ziehen eine Gruppe von Beobachtern herbei, unter denen arme junge Mädchen die Mehrzahl bilden.

Die jungen Herzen schlagen! dort oben wird getanzt!

Auch dort unten ist Tanz. Durch die Vorhänge von karrirtem Baumwollenzeug dringen rauhe Töne. Ist man fröhlicher bei dem Millionär, oder tanzen die Auvergnaten mit größerer Lust?

Heiße Wohlgerüche dort; hier der entsetzliche Qualm der Volksbelustigung; weiterhin die schädlichen Dünste des Absynth, der Banditen und Männer von Talent vergiftet. Süße Akkorde, wildes Geschrei, Ausbrüche der Lust, Flüstern der Liebe.

Paris amüsirt sich.

XVIII.

Ein großer, spärlich erleuchteter Saal. Längs der kahlen Wände reiht sich Bett an Bett. Der Lärm des

Balles dringt nicht bis hierher. Für die, welche hier sind, ists vorbei mit dem Tanze.

Herzzerreißendes Stöhnen läßt sich hören.

Frauen, in dunkles Grau gekleidet, gehen von einem Lager zum andern. Aus ihren Hauben blicken sanfte, aber traurige Gesichter hervor.

Die hier liegen sind die Verwundeten der Freude oder die Märtyrer des Elends, und diese Frauen stehen ihnen bei, zu leben oder zu sterben.

Paris steht in dem Rufe Alles zu verlachen — über diese Frauen hat es nie gelacht.

XIX.

Alles schläft, außer den Stadt-Sergeanten, den Spitzbuben, Saltar uud dem Bewohner jenes Stübchens, in dem die einsame Lampe nicht verlöscht.

Wer wacht dort oben? es ist drei Uhr Morgens und Babylon hat sich in tiefes Schweigen versenkt.

Wer wacht dort? ein junger Tribun, ein Sohn der Wissenschaft? ein Dichter?

Gott gebe, daß es kein Dichter ist, oder daß er laut genug singt, um das eiserne Jahrhundert zu seinen Füßen niederzuwerfen.

Aber mag er Poet sein, Gelehrter oder Tribun, vielleicht wird sich morgen sein Fenster öffnen, wie die Eierschale, die den jungen Vogel hinausläßt und irgend etwas wird seinen Flug nehmen über Paris, das heißt über die Welt. Irgend etwas, das mächtige Flügel hat, etwas, das Sieg heißt oder Tod.

XX.

Vier Uhr, das andere Paris erwacht, das Paris der Arbeit.

Die beiden Paris — dasjenige, welches um Mittag aufsteht und dasjenige, welches sich um 8 Uhr niederlegt, kennen sich kaum. Sie sehen sich selten und doch zu oft — in den furchtbaren Tagen der Revolution.

Sie wohnen fern von einander, sprechen verschiedene Sprachen und lieben sich nicht. Es sind zwei verschiedene Völker.

XXI.

Andere werden das Leben dieser beiden Völker im Einzelnen schildern; ich habe umsonst versucht, sie vereint zu skizziren. Das, welches arbeitet und denkt, ist mächtig; das, welches speculirt oder sich mit dem Genuß begnügt, ist nützlich wie der Luxus, das Vermögen unserer Gesellschaften.

Die Kritik mag angreifen — sie findet nur zu viel Gelegenheit; die Satyre mag ihre Geißel schwingen — das ist ihr Recht und vielleicht ihre Pflicht. Aber etwas steht fest und drängt sich den Blicken der Welt mit blendender Klarheit auf.

Die Vereinigung dieser beiden Völker ist Paris, und Paris ist der wunderreiche Pol, an dem sich Alles, was groß ist, vereinigt: Wissenschaft, Kunst, Schönheit, Poesie, Tapferkeit, Beredsamkeit — mit einem Worte, die verschiedenen Samenkörner alle, aus denen der göttliche Baum des Ruhmes emporwächst.

Uebersetzung von Claire von Glümer.

Auf den Trümmern.

von

Edmond About.

Ich hatte eine Reise unternommen, die nicht so lang, aber weit gefährlicher ist, als die Reise um die Welt, das heißt, ich ging von der Passage Choiseul über die Butte des Moulins nach dem Théatre Français. Auf halbem Wege wurde mir klar, daß ich mich in eine der großen Demolirungs-Stätten verirrt hatte; das Um-

kehren war jedoch eben so gefährlich als das Weitergehen oder Bleiben. Vor mir, hinter mir, zur Rechten und zur Linken stürzten mit donnerähnlichem Krachen Mauern zusammen; Staubwolken wirbelten auf und verfinsterten den Himmel; die Arbeiter schwenkten lange Latten und schrieen: Achtung! Mit Schutt beladene Karren höhlten zwischen Bergen von Gips und Gerölle schmutzige Thäler aus; die Erde zitterte und es regnete Ziegel- und Bruchsteine.

Ein Limousiner erbarmte sich meiner Noth, entzog mich dem Getümmel und brachte mich unter einem Thürbogen, in dessen Nähe die Arbeit für den Augenblick ruhte, in Sicherheit. Mein Asyl befand sich am Ende des Häusercomplexes, der niedergerissen wurde; der Weg hinter mir lag offen und nichts hätte mich gehindert, meinen Geschäften nachzugehen. Dennoch blieb ich, von geheimer Anziehungskraft gefesselt. Das Maulaffen feil halten ist nicht immer ein Zeichen von Dummheit; auch gescheute Pariser interessiren sich für die kleinen Scenen des Straßenlebens und ich hatte hier eine große Scene vor Augen. Kein Zweig der menschlichen Thätigkeit ist ohne Bedeutung, und die Arbeit des Häusereinreißens ist eine der interessantesten, weil sie augenblicklich große Resultate erzielt. Man kann schneller einreißen als aufbauen. Die Specialisten unter den Maurern, die sich mit dem Demoliren beschäftigen, scheinen lebensvoller und leidenschaftlicher zu sein, als die Uebrigen. Ihre bestaubten Gesichter tragen den Ausdruck wilden Selbstgefühls und teuflischer Freude. Wenn sie in einer Viertelminute ein Mauerstück eingerissen haben, das zu erbauen zwei Monate nöthig waren, jubeln sie laut auf in stolzer Lust. Eine innere Stimme scheint ihnen zu sagen, daß sie die Nebenbuhler der großen Geißeln, des Blitzes, der Feuersbrunst und des Krieges sind.

Ich zolle diesen Geißeln keine Verehrung; das nutzlose Zerstören ist mir ein Greuel und wenn ich es je mit Bewunderung ansähe, würde ich meine Augen für einen Mitschuldigen halten. Aber wer ein altes, un-

gesundes Stadtviertel zerstört, thut das Böse nicht um des Bösen willen; man macht den Grund und Boden frei, um zu bessern und schönern Gebäuden Raum zu schaffen. Die das thun, gleichen den großen Demolisatoren des 18. Jahrhunderts, welche in den Geistern tabula rasa gemacht; ich bewundere sie und freue mich der schöpferischen Zerstörung.

Auf den ersten Blick, das ist nicht zu leugnen, gewähren die Demolisations-Stätten ein trauriges Schauspiel. Das Stadtviertel war nicht schön, nicht bequem, aber doch bewohnbar. Diese Häuser, die hier zu hunderten zusammenstürzen, haben wohl oder übel mehrere Tausend menschliche Wesen beherbergt. Man hat sich gemüht und geplagt, um sie zu bauen, sie hätten noch hundert, noch zweihundert Jahre stehen können — vor Ablauf eines Monats aber wird alle Arbeit, deren Resultat sie darstellten, aller Nutzen, den sie gewähren konnten, vernichtet sein, und nichts von ihnen zurückbleiben, als der Flächenraum, den sie eingenommen. Wenn aber der nackte, nivellirte Flächenraum an und für sich einen höhern Werth besitzt, als alle Gebäude, die ihn früher bedeckten, so folgt daraus, daß die Demolirungen ihm mehr geben als nehmen, daß sie ihn bereichern, während sie ihn zu berauben scheinen. Ist dies möglich? nicht nur möglich, sondern gewiß. Wenn diese Schutthaufen fortgeschafft, dieser Hügel abgetragen und ein Viertel des Terrains zur Anlage neuer Straßen in Anspruch genommen ist, wird das Uebrigbleibende theurer bezahlt werden, als früher das Ganze. Die $^3/_4$ des nackten Bodens besitzen höhern Werth, als dies Ganze mit sämmtlichen Gebäuden, die es enthielt. Warum aber? Weil auf der jetzigen Stufe der Civilisation große Städte ein Sammelplatz eilfertiger Menschen sind. Mögen diese kommen um zu produziren, zu verkaufen, zu genießen oder zu glänzen, sie Alle gingen mit der Zeit und wollen weder Vorzug noch Hindernisse ertragen. Diese allgemeine Ungeduld erhöht den Werth der leicht zu erreichenden Wohnungen, die, wie man zu

sagen pflegt, „Allem nah“ sind. Steile und enge Straßen, Gedränge und Hindernisse vervierfachen die Entfernungen und rauben Allen die kostbare Zeit, ohne irgend Jemand zu gut zu kommen; während bequeme, breite, fahrbare Straßen, Punkte, die stundenweit entfernt scheinen, gleichsam mit einander in Berührung bringen. Darum will Jeder an den großen Pariser Straßen wohnen. Producenten und Kaufleute finden den größten Vortheil dabei, sich inmitten des lebhaftesten Verkehrs anzusiedeln. Die Müßiggänger unserer Tage fühlen das Bedürfniß, so schnell und so mühelos als möglich zu ihren Vergnügungen zu gelangen. Die, welche Millionen verzehren, können nur an einer bequem zu befahrenden Allee wohnen. Die, welche Millionen verdienen, können ihre Läden nur auf dem gewöhnlichen Wege der Equipagen einrichten. Daraus erklärt sich der höhere Werth, den eine scheinbare brutale Zerstörung den demolirten Stadttheilen verleiht.

Um diese Beweisführung zu unterstützen, rief ich die Erinnerung an die engen, unsaubern, ungesunden Straßen zu Hülfe, in denen ohne Luft und Licht eine elende Bevölkerung vegetirte; und dann wendete ich meinen Blick in die Zukunft und stellte mir die Straße oder Allee vor, die das restaurirte Theater Français mit dem prächtigen neuen Opernhause verbinden wird. Zwei Reihen großer, massiver Häuser, mit etwas überladenen Steinfaçaden; längs der Trottoirs glänzende Läden, deren bescheidenster einen Miethpreis von 50,000 Francs einträgt und auf dem Fahrwege ein unaufhörliches Sichkreuzen der schönsten Equipagen — glänzendes Schauspiel!

Plötzlich drängte sich ein störender Gedanke in meinen Enthusiasmus und ich mußte mich fragen: ob es sich nicht bald als nothwendig erweisen dürfte, auch diese prächtigen Gebäude — die ich im Geist bewundert hatte, als ob sie bereits vor mir ständen — wieder abzureißen? Das Demoliren der alten Straßen geschieht doch nur, weil sie der heutigen Wagen-Circulation nicht mehr ge-

nügen. Je mehr wir demoliren, um so mehr muß sich Paris in Länge und Breite ausdehnen. Je mehr es sich ausdehnt, um so größer werden die Entfernungen, um so weniger ist es möglich, sie zu Fuß zurückzulegen und um so mehr wird die Zahl der unentbehrlichen Fuhrwerke wachsen. Vor 20 Jahren fand man den Boulevard Montmartre lächerlich breit, jetzt ist er zu schmal und soll demolirt werden. Mit noch viel größerem Recht sind die Rue Vivienne, die Rue St.-Denis, die Rue Richelieu, die Rue St.-Martin als zu eng zu bezeichnen — lauter Straßen, deren Breite unsern Vätern einen Schrei der Bewunderung entlockt hat. Wenn sie aber durch die Hacke des Demolisators den Ansprüchen der jetzigen Frequenz angepaßt sein werden, wenn Paris, das sich täglich ausdehnt, den ganzen Umkreis der Befestigungswerke füllt und die Summe der Pariser Wagen sich auf das doppelte erhöht hat, wird man dann nicht gezwungen sein, auch die Avenüen des Hrn. von Haußmann zu demoliren? Werden die Paläste mit reich verzierter Façade nicht dasselbe Schicksal haben, wie die baufälligen Häuser der Rue Clos-Georgeau?

Ich weiß nicht, zu welchem Resultat mich diese Betrachtungen geführt haben könnten, denn ein Zwischenfall hinderte mich, sie weiter zu verfolgen.

Die Sonne, die seit dem frühen Morgen gegen ein Wolkenheer gekämpft hatte, brach plötzlich durch die dunkle Masse und beleuchtete eine Mauer, auf der meine Augen halb bewußtlos geruht hatten. Es war die Rückwand eines demolirten Hauses; das Dach, die Façade und die Fußböden der drei Etagen waren bereits zusammengestürzt, es hielt jedoch nicht schwer, das kleine Haus im Geiste wieder herzustellen und ich unterhielt mich einen Augenblick mit diesem Gedankenspiel. Das ganze Gebäude bedeckte einen Flächenraum von etwa 40 Mètres: 6 Fuß Breite auf 7 Fuß Länge war das Höchste. Im Parterre konnte ein Laden oder eine Schenke gewesen sein; die völlig nackten Mauern ließen die Frage unentschieden. Das Einzige, was noch übrig

geblieben, waren links, im Hintergrunde eines nicht mehr vorhandenen Hausganges, die untersten Stufen einer Wendeltreppe. Die Disposition der beiden obern Stockwerke war genauer angedeutet. Außer den schwarzen Brandmauern eines Kamins waren die zwei Gossensteine über einander, die Ueberreste zweier Zwischenwände und zwei große Tapetenfetzen, die sich bis an das Treppenhaus zogen. In einem Momente hatte ich die beiden Wohnungen wieder hergestellt, d. h. sie bauten sich von selbst in meiner Erinnerung auf. Die Treppe führte auf einen kleinen Vorplatz; der Treppe gegenüber öffnete sich die Thür eines langen schmalen Zimmers, das sein Licht von der Straße empfing. Es war das Hauptgemach und nahm die ganze Länge und drei Viertel der Breite des Hauses ein. Rechts, wo die Tapete aufhört, befand sich eine Küche, welche durch die noch vorhandene Zwischenwand begrenzt wurde und nur ein geborgtes Licht hatte; das Fensterchen in der Zwischenwand war noch vorhanden. Die Küche nahm mithin den hintersten, verborgensten Winkel des Hauses ein. Vor derselben, nach der Straße zu, hatte der Architekt eine kleine, helle Kammer angebracht, die etwas größer, als die Küche, aber bedeutend kleiner war, als das Hauptgemach.

Während ich die Wände der zweiten Etage wieder aufbaute, die beiden Fenster wieder einsetzte und das Material des Fußbodens zusammensuchte, begab sich etwas sehr Wunderliches: die Wohnung richtete sich nach und nach vollständig ein. Drei Kupferkasserollen hingen der Größe nach an der Küchenwand und daneben ein Bettwärmer von alter merkwürdiger Arbeit. Die Kammer enthielt eine Bettstelle von gemaltem Holze, zwei Stühle und ein Brett mit alten und neuen Büchern, einer Zeitung, abgeschnittenen Romanen. Das große Zimmer war beinahe comfortabel: drei Matratzen und ein Federboden thürmten sich in einer schönen Nußbaum-Bettstelle über einander. Der Mitteltisch war mit einem alten, vielfach geflickten, aber reinlichen Shawl bedeckt. Im

Porzellanofen prasselte das Feuer, fünf bis sechs Kupferstiche lächelten aus ihren alten Rahmen nieder, eine Etagere von billigem Holz war mit Porzellanfiguren und allerhand veralteten Kleinigkeiten bedeckt, und inmitten dieser Sammlung bemerkte ich die Büste einer alten Frau — nicht größer als meine Faust, aber mit außerordentlicher Treue und Liebe ausgeführt. Und dann sah ich in der Ecke am Fenster einen großen Lehnstuhl mit rothem Utrechter Sammet überzogen und in dem Lehnstuhl eine dicke Frau von 70 Jahren — das Original der Büste — die an einem kleinen wollenen Strumpfe strickte. Das demolirte Haus hatte sich nicht nur wieder eingerichtet, sondern auch wieder bevölkert. Umsonst rieb ich mir die Augen — ich schlief nicht, träumte nicht und konnte doch nicht anders, als die Dinge sehen, die ich da vor mir hatte.

Ich nahm mich zusammen, redete mir zu, sagte mir, daß es keine Wirkung ohne Ursache geben kann, und suchte mir klar zu machen, durch welche Verkettung von Umständen sich meinen Augen gerade dies Bild dargestellt hatte. Es schien mir nicht ganz neu zu sein — im Gegentheil, ich war überzeugt, es schon gelesen zu haben — aber wann und wo? in dem Traume einer Nacht, oder in dem Traume mehrerer Jahre, den man die Kindheit nennt?

Endlich hab' ichs: die Tapete der zweiten Etage bringt mich auf die Spur; eine Tapete, die wahrscheinlich ohne Gleichen ist, grüne Rosen auf gelben Grunde. Irgend ein Tapetenarbeiter hat sie so gemacht, um dem Fabrikanten einen Streich zu spielen und der Fabrikant hat sie sehr billig verkauft. Die gute Frau hat die Tapete für ein Spottgeld erstanden, als sie im Jahre 1802 hier einzog. Sie selbst hat mir diese Geschichte erzählt, denn — ich irre mich nicht — ich habe die Bewohner dieses Hauses gekannt, und habe an ihrem Tische gesessen, als ich 1840 mein erstes Jahr im Collège verlebte. Es ist das Stadtviertel, es ist die Straße — und überdies die grünen Rosen auf gelben Grunde — sie sind die einzigen in ihrer Art!

Tausend Erinnerungen, die seit einem Viertel jahrhundert im Schlafe lagen, erwachen und dringen auf mich ein. Als ich dies Haus zum ersten Mal betrat, feierten die Bewohner der zweiten Etage ein Familienfest. Die drei Söhne der Madame Alain, ihre beiden Töchter, ihre Schwiegersöhne und Enkel waren Alle in diesem Zimmer versammelt und dazu noch drei oder vier Gäste, zu denen auch ich gehörte. Der lange Tisch steht mir deutlich vor Augen; am oberen Ende die gute alte Frau, strahlend vor Stolz und Glückseligkeit. Wie ich mit der Familie bekannt geworden war, weiß ich nicht mehr — ich weiß nur, daß ich ärmer war, als sie, und daß mir das Festmahl glänzend erschien: eine gebratene Gans mit Kastanien gefüllt, Schmalzkuchen und Butterbrod. Der Cider schien mir viel besser als Champagner, den ich nur dem Namen nach kannte, dieser Cider kam aber auch direct aus Quimperlé, d. h. aus der Heimath der Gastgeber. Mein Nachbar zur Rechten war einer ihrer Landsleute, ein Unteroffizier der Infanterie; jetzt ist er Kapitain, oder Bataillons-Chef — ich habe ihn seitdem wiedergesehen.

Madame Alain war die Wittwe eines Arbeiters, eines sehr bescheidenen Arbeiters, der seine Hände rührte so lange seine Kräfte aushielten; ein rechtschaffner, ordentlicher, sparsamer Mann, den alle seine Nachbarn gern sahen, mit Ausnahme des Schankwirths vielleicht, der unten im Hause wohnte. Er arbeitete bei einem Schlosser, kaum hundert Schritte weit von seiner Wohnung. Während seiner vierzigjährigen Ehe hatte er nicht eine Mahlzeit und nicht ein Glas Wein ohne seine Frau genossen. Man verließ sich am Morgen, beim Mittagsessen sah man sich wieder, jeden Abend zur Stunde des Abendessens war man beisammen und wenn sich Madame Alain in der Zwischenzeit nach ihrem Manne sehnte, so ging sie an der Werkstatt vorbei und grüßte ihn mit einem Wink der Hand.

Der Mann verdiente, wenn ich mich recht erinnere, täglich zwischen 3 und 4 Francs; die Frau verdiente

nichts. Die Kinder folgten schnell auf einander und es fehlte nicht an Arbeit in der Wirthschaft. Das Wenige, was man zu ersparen vermochte, wurde von der heranwachsenden Familie verschlungen, aber als der Vater starb, waren die fünf Kinder nicht nur erzogen, sondern auch versorgt. Söhne und Töchter hatten die Freischule besucht und waren dann in die Lehre gegeben, um sich zu einem rechtlichen Broterwerb vorzubereiten. Christine Alain wurde Näherin; sie heirathete einen Elsaßer und die Beiden haben ein gutes Geschäft eröffnet. Corentine steppte Handschuh, machte die Eroberung eines geschickten Zuschneiders und hat mit ihrem Manne Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur eine Fabrik gegründet. Julius, der zweite Sohn, trat in den Buchhandel und avancirte vom Commis zum Herrn. Der Jüngste, Léo, war Steinmetz; er besuchte die Zeichenschule, verschaffte sich Aufnahme in der Ecole des Beaux-Arts, wurde durch seinen Fleiß ein tüchtiger Bildhauer zweiten Ranges, gefiel der Tochter seines Lehrherrn und heirathete sie. Der Aelteste, der nach dem Familiennamen genannt wurde, hatte das Handwerk seines Vaters gelernt und blieb unverheirathet um mit seiner Mutter zusammen zu wohnen. Die kleine Kammer zwischen Küche und Straße war die seinige. Von allen Söhnen der Madame Alain ist er in meiner Erinnerung am lebendigsten geblieben. Mir ist, als hätte ich sein gutes Gesicht und seine Hände deutlich vor Augen. Das waren Hände! wahre Schraubstöcke! Er war eitel auf seine Erstgeburt und er hielt es für Ehrensache, seine Mutter ohne Hülfe der Geschwister zu ernähren. Die gute Frau hatte einen gewissen Respect vor ihm; war er doch das Haupt der Familie! Von ihren übrigen Söhnen und Schwiegersöhnen ließ sie sich kleine Geschenke machen, aber ihr tägliches Brot nahm sie nur von Alain an.

In der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft hatte Léo, der glückliche Bildhauer, flehentlich gebeten, daß sie zu ihm ziehen möge. „Ich danke dir, mein Sohn", antwortete die alte Frau; „aber der liebe Gott hat mich

da gelassen, um alle die Erinnerungen zu hüten, die hier sind; ich kann nur ausziehen, wenn ich wieder zu deinem guten Vater gehe."

Sie hatte eine wahrhaft religiöse Verehrung für die bescheidene Wohnung; war ihr dankbar für alles Glück, das sie darin genossen und sprach von ihr, wie der Verpflichtete von seinem Wohlthäter. „Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel wir diesem Neste zu verdanken haben", sagte sie; „welch Glück für arme Leute, wenn sie mitten in der Stadt eine billige Wohnung finden! Unser Miethzins betrug anfangs nur 120 Francs; nach und nach hat er sich auf 250 gesteigert, aber er hat uns für hunderttausend Francs Mühen und Sorgen erspart. Was wäre aus uns geworden, hätten wir — wie so viele Andere vor der Barrière wohnen müssen. Mein Mann hätte mich jeden Morgen verlassen, um erst Abends wieder zu kommen — er hätte in der Schenke gefrühstückt, Gott mag wissen in welcher Gesellschaft — während ich den ganzen Tag allein geblieben wäre! In welche Schule hätte ich wohl die Kinder schicken sollen? und wie wär's möglich gewesen, sie während der Lehrzeit zu beaufsichtigen? So aber waren sie nur zwei Schritte weit, bei benachbarten Lehrherrn und ich darf wohl behaupten, daß ich sie nie aus den Augen verloren habe. So sind denn auch Jungen und Mädchen ohne Ausnahme gut eingeschlagen. Gott möge sich der armen Lehrlinge erbarmen, die jeden Tag stundenweit von ihrer Mutter auf Arbeit gehen. Und glauben Sie denn, daß meine Söhne soweit gekommen wären, hätten wir unser Quartier in Montrouge oder Grenelle aufschlagen müssen? Sie hätten sich zwar nicht von uns getrennt — davon bin ich überzeugt, denn sie sind die besten Kinder der Welt, aber sie hätten dann auch nicht in Allem, was Paris Schönes und Gutes hat, aufwachsen können. Sie hätten nicht immer die Museen, die Theater, die herrlichen Läden, die eleganten Toiletten vor Augen gehabt; lauter Dinge, die den Geschmack bilden, die Phantasie wecken, und so zuweilen den Arbeiter in einen Künstler

verwandeln. Sehen Sie nur unsern Léo, der es vom einfachen Steinmetz zum Bildhauer gebracht hat. Wem verdankt er dies Glück? weder dem Vater noch mir, sondern der Vorsehung, die es gefügt hat, daß wir unsern Heerd mitten im Leben und Treiben von Paris aufbauen konnten. Ich habe viele Künstler, Erfinder und Handwerker von großer Geschicklichkeit gekannt, Leute, die für die pariser Industrie ein Ruhm und ein Gewinn sind. Es waren lauter arme Menschen, die aber so wie wir das Glück gehabt hatten, sich an der Quelle des wahren Talentes anzusiedeln."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die gute Frau die Vorzüge ihrer Wohnung in zu schönem Lichte sah. In ihrem Enthusiasmus vergaß sie die Gefahr die darin gelegen, in so engen Räumen fünf Kinder zu erziehen, von denen zwei Mädchen waren. Aber, wenn man sie auf diesen zarten Punkt aufmerksam machte, lachte sie herzlich und sagte: „Pah, die Aufgabe ist nicht schwerer, als die vom Wolfe, der Ziege und dem Kohlkopf."

Madame Alain besaß nicht allein einen guten natürlichen Verstand, sie drückte sich auch in gewählter Weise aus und Niemand, der sie sprechen hörte, würde auf den Gedanken gekommen sein, daß sie weder lesen noch schreiben konnte. Ihr Mann schien unwissender gewesen zu sein, als sie, denn er konnte kaum französisch sprechen; aber diese beiden völlig ungebildeten Bretonen hatten ihren fünf Kindern einen sehr guten Unterricht gegeben; diese zwei Proletarier, die nichts besaßen, als die Kraft ihrer Arme, waren der Stamm einer ehrsamen Bürger- und selbst Künstler-Familie geworden. Dies Phänomen, ich hätte beinah gesagt, dies Wunder des Fortschritts hatte sich in dem alten, baufälligen, pariser Hause vollendet und die Träger dieses Fortschritts sprachen mit Wärme und Dankbarkeit von dem Einflusse den das alte Haus darauf geübt und segneten die Spelunke, für 250 Francs Miethe, die ihnen erlaubt hatte, inmitten von Paris zu wachsen, zu gedeihen und zu erwerben.

Indem ich Angesichts der Ruine ihres alten Restes an diese wackeren Leute zurückdenke, drängt sich mir die Frage auf: ob nicht auch die ungesunden Straßen, die engen Spelunken, die dunkeln Gänge und Wendeltreppen ihren Beruf und ihren Nutzen haben? ob nicht die schmutzigen und armen Stadtviertel, die mit Verachtnng aus der Barrière hinausgefegt werden, ein befruchtender Dünger der Civilisation gewesen? Vielleicht sind die schönsten Früchte der pariser Industrie daraus erwachsen.

Ich begreife die stolze Nichtachtung einer allmächtigen Administration. Es leuchtet mir ein, daß ein Miethzins von 250 Francs inmitten einer so majestätischen Stadt wie Paris als ein Schandfleck erscheint. Aber wir haben auch Arbeiter, die wenig verdienen und ich frage auch, unter welchem Dache sie Schutz finden sollen, wenn das Paris des Municipalitäts-Ideals vollendet ist? Man treibt sie aus dem Centrum nach den Vorstädten, doch auch diese haben ihre Eitelkeit und schmücken sich mit Palästen. Der Arbeiter muß aufs Land hinausziehen, in weiter, oft sehr weiter Entfernung von dem Orte, wo er arbeitet. Jeden Morgen hat er eine Reise zurückzulegen, um in seine Werkstatt, jeden Abend, um nach Haus zu gelangen. Aber wird er jeden Abend zurückkommen? wird die abgelegene, ihm beinah fremde Wohnung, die er nur betritt, um die Augen zu schließen und wieder verläßt, wenn er kaum erwacht ist, genug Anziehungskraft auf ihn ausüben? Er würde sie lieben, wenn ihn daselbst eine Familie erwartete; aber es ist die Frage, ob der Arbeiter der Zukunft noch daran denkt, sich zu verheirathen, wie der Arbeiter der Vergangenheit gethan. Ists wohl der Mühe werth? Man hat so wenig Zeit, einander zu genießen und zudem fehlt es nicht an Zerstreuungen inmitten von Paris. Auf den Trümmern dieser bescheidenen Häusern erstehen künstliche Paradiese zum Genuß des Arbeiters in der Blouse. Hundert Billards, zehntausend Gasflammen, Vergoldungen, Spiegel, Bilder und so weiter! Je unerreichbarer die

Wohnung, die heilige Arche der Familie, für den Armen wird, um so wohlfeiler kann er ungesunde Vergnügungen erkaufen.

Gutes altes Haus der Madame Alain! bescheidene Jacobsleiter, die so viele Proletarier erstiegen haben, um zum Bürgerthum zu gelangen, ich will Dich zum letzten Male ansehen, um das Bild deiner ehrwürdigen Ruine meinem Gedächtniß einzuprägen.

Paff!

„Machen Sie, daß Sie fortkommen; wollen Sie sich denn todtschlagen lassen, Einfaltspinsel!"

Der Einfaltspinsel war ich — Steine und Mörtel rollten bis dicht vor meine Füße und die alte Mauer mit den grünen Rosen existirte nicht mehr.

Uebersetzung von Claire von Glümer.

Pariser Typen und Klubs

von

Ch. Yriarte.

I.

Die gerade Linie wird der Tod des Malerischen und Ueberraschenden; die Rue de Rivoli ist ein Symbol: eine neue, lange, breite, kalte Straße, von Menschen belebt, die so gut gekleidet, so steif und so kalt sind, wie sie selbst. Das Paris von gestern besaß noch seinen Wunderhof, dessen buntgekleidete Bewohner wir Alle gekannt haben; jetzt ist er, im Interesse des Gemeinwohls, aufgehoben.

Keine bunten Lappen, keine phantastischen Lieder, keine wundersamen Reden mehr! Die Zahnärzte auf offener Straße, die herumziehenden Musikanten, die philosophischen Lumpensammler, die Stockfechter, die nordischen Riesen, die Bändiger kranker Schlangen und die Aussteller von Seehunden, die „Papa" sagten, sind aus-

gewandert. Die Straße existirte nur in Paris und liegt jetzt im Sterben. Das Reich der Boulevards und die Herrschaft der großen Verkehrs-Arterien ist gekommen. Sie haben die Carrefours und die friedliche Sackgasse verdrängt, wo die Zigeuner des Faubourg Saint-Antoine, die den vorübergehenden Flaneurs wahrsagten, oder die Verkäufer von Schweizer Wundkraut, oder die Türken der Cannebière, die mit Pastillen handeln, „welche — wie Gavarni sagt — in der Rue Vivienne gut riechen und bei den Käufern stinken.“, ihr Standquartier aufschlugen.

Unsere Väter besaßen die Galeries de Bois und Chodruc-Duclos, den Platz Ludwig XV. und die schöne Magdalena, Frascati und den Cent-Treize, die Heimkehr von der Courtille und die Liebesinsel. Auch wir haben noch unsere heimlichen Winkel und unsere Typen gehabt; wir wollen sie schnell noch einmal aufsuchen und einregistriren, ehe das eiserne Nivellement von Paris vollendet ist.

Die Grande-Chaumière mit ihren russischen Lampen und ihren Studenten im Barett wird durch Mabille und seine prächtigen „Damen“ ersetzt, die wie Reliquienschreine aufgeputzt und wie Javanesische Götzenbilder bemalt sind. Hin und wieder nur sieht man bei den Klängen eines hinreißenden Orchesters ein lustiges junges Mädchen, das für Veilchen, Champagner, den Tanz und die Adolphe schwärmt, mit flatterndem Haar, dessen sie sicher ist, im Walzer dahinfliegen. Solche Erscheinung ist flüchtig wie der Blitz. Paris tanzt nur noch in den Closerie des Lilas, in der Nähe des Luxembourg.

Die Liebes-Insel, dieser reizende Aufenthalt, ist verschwunden, so gut, wie das Gehölz von Romainville, die weißen Kleider und der Jaconnet. Die Wiesen von Saint-Germain sind abgemäht, aber wir gehen in das Moulin rouge und diniren in sehr anständigen Kabinets unter zwei Oleanderbäumen in Kübeln, welche die Aufgabe haben, die Natur darzustellen. Unser Long-Champ

ist der See mit seinen Equipagen, seinen Garden zu Pferde, seinen melancholischen Schwänen und nicht sehr spröden Amazonen. Das Bois de Boulogne unserer Kindheit, mit seinen wilden Hecken, seinen schwarzen Tannen, seinen Coco-Verkäufern, seinen halsstarrigen Eseln und hektischen Pferden, hat einem englischen Park Platz gemacht, den Herr Tronchon einrichtet und die Präfektur begießen läßt. Die Alleen werden sauber gehalten, der Fall des trocknen Laubes wird beaufsichtigt, die Bäume werden gewärmt, die jungen Kastanien in die Kost gegeben und geduldige Vögel gezähmt, die uns Symphonien vortragen müssen, während die schöne Welt in der Nähe der Sümpfe von Auteuil ihren Träumereien nachhängt.

Der Garten des Tivoli, sein Tauben-Schießstand, Bryon, der Thiere abrichtete und der Zauberer, der in einem Geisblatt-Boskett die Zukunft verkündigte, gehören nur noch ins Bereich der Erinnerungen. Wo sind das Café de Paris, die chinesischen Bäder, das Hôtel Osmond, die Galette du Gymnase, der türkische Garten, das Hôtel Rougemont und der Boulevard du Crime von röthlichem Licht übergossen, mit seiner Perlenschnur von Theatern, seinem Apfeltörtchen zu beiden Seiten der Allee, seiner Bevölkerung von Contremarken-Verkäuferu, seinen vielfarbigen Maueranschlägen, seinen Titis und Jocrissen, seinen Bildern, auf denen Kunstreiterinnen zu sehen waren, die durch Reifen springen, und seinen geheimnißvollen Pierrots mit bleichem Gesicht.

Wir haben monumentale Hallen, prächtige Louvres, pneumatische Röhren, Monstre-Hôtels, Marmorkasernen, Gärten, deren Pflanzen die schwersten Namen tragen, und in denen Kindermädchen und junge Infanteristen in rührender Eintracht verkehren. Die Rue Charonne, das Faubourg St. Antoine und die Avenue de la Roquette haben den Park von Vincennes zu ihrem besonderen Gebrauch, nur zwei Schritte vom Grand Vainqueur und dem Gehölz von Idalie. Aber man kann nicht Alles auf einmal besitzen. Wenn wir das Wasser

der Dhuis trinken, so ist dagegen der Vater Rampon-neau nicht mehr. Die Hügel von Chaumont sind ab-getragen und in Moosteppiche verwandelt, und die Mühle de la Galette, die „Waage" von Roger, wo man 6 Liards Entrée zahlte, um das Stück zu sehen, und in spärlich bewachsenen Lauben einen Wein zu trinken, der sehr wenig Feuer besaß, existiren nur noch in den Romanen von Paul de Kock.

Alles ist nivellirt, alle Typen sind verschwunden, alle Eigenthümlichkeiten haben sich verwischt, und in diesem Zusammenfluß von Völkern, in dieser gigantischen Karavanserei der Nationen, wo die Smala's der ganzen Welt kampiren, wird der eingeborne Pariser, — der zwischen zwei Pflastersteinen emporkeimt, bei dem Licht der Gasflammen wächst, sich an den Gerüchen des Rinnsteins der Rue du Bac begeistert und sie den Wohlgerüchen der Bai von Sorento vorzieht, — kaum bewundert und entgeht der Analyse.

Auf dem Boulevard erblicken wir lange, adlige Eng-länderinnen, gelbe Havanneserinnen, Spanierinnen mit gebräuntem Teint, Italienerinnen mit bleicher Gesichts-farbe, Walachinnen, die wie Theerosen aussehen, senti-mentale, aber wohlbeleibte Deutsche, elegante Russinnen ohne Hüften. Der Puros-Verkäufer aus dem Thale von Abayo, der schweren Goldschmuck und einen breit-randigen Hut trägt, drängt sich an dem Ungarn in Suwarow-Stiefeln vorbei und eilig geht der langbärtige Ingenieur aus New-York vorüber, der unter seinem Rocke einen Revolver und die Zeichnung einer Riesen-kanone verbirgt.

Hier sind Tenore aus Italien, Othello's aus dem Negerlande, Kunstreiterinnen der Wüste, Methodisten und Bojaren, Egypter, die dem Harem untreu gewor-den, Polen in Disponibilität und Gesandte der hohen Pforte, die immer abberufen werden und niemals gehen. Verfolgt die Boulevards, tretet in die Theater, durch-forscht die Logen, inspicirt die Klubs, werft einen Blick in die Bücher der Wechselagenten, durchblättert das

betting-book, verweilt einen Augenblick im Alkazar, ſoupirt in der Maiſon d'Or, dinirt im Café Anglais oder bei Bignon und dann ſagt mir: wer es iſt, der da ſpeiſt, ſich betrinkt und ſich zu Grunde richtet? wer das Tafelgeſchirr entzwei ſchlägt, wer ſeine Pferde rennen läßt, Duelle hat, Schauſpieler auspfeift oder ihnen Kränze wirft, wer unſere Frauen liebt und unſere Tänzerinnen unterhält? Es iſt Egypten, Havannah, Madrid, Peters-bourg, Bombay, Liſſabon, Rio de Janeiro, die ganze Welt.

Der Pariſer ſelbſt iſt beſcheiden; er drückt ſich an den Mauern hin und entſagt ſeinen Rechten. Gaſt-freundlich bis zur Selbſtvernichtung, läßt er die fünf Welttheile in dem Glauben, daß der Boulevard ihnen gehört, und daß Paris dazu da iſt, um der Welt als Vergnügungsort zu dienen.

Inmitten dieſes Lärms, dieſer Verwirrung, dieſes Kommens und Gehens, bewegen ſich einige Typen, ent-ſchieden gefärbte, ſchimmernde Punkte inmitten des Meeres von ſchwarzen Röcken. Sie ſtellen das Bischen Fan-taſie und Außergewöhnliche dar, das uns geblieben iſt. Es iſt zwar nur ein Lumpen, ein Fetzen, ein elender Ueberreſt, aber er hat eine Farbe; es iſt ein purpurnes, violettes, grünes, blaues, gelbes Licht, das aus unſerm traurigen Einerlei auftauchende und dem Bilde einige Abwechſelung verleiht.

Unſere Väter hatten Chodruc-Duclos und die Galleries de Bois; wir haben unſer Carré Marigny und Pradier, den Stockfechter gehabt; auf dem Börſenplatze thronte Mangin, an der Ecke der Sternwarte der Pflaſterſtein-Mann, ein betrunkner Koloß, der mit den Zähnen Pflaſterſteine ausriß und während der Zwiſchenakte Arago durch ſein Singen ſtörte und die Rechener im Bureau des Longitudes zur Verzweiflung brachte.

Der Mann mit dem Haſen, ein melancholiſch-reſignirter Muzick, hatte ſein ſchüchternes Thier dazu abgerichtet, zur Ehre Frankreichs Sprünge zu machen und eine Flinte abzufeuern. Der Orcheſter-Mann,

der mit Glöckchen, Cymbeln, Triangeln behängt war, einen chinesischen Hut als Kopfbedeckung und eine große Trommel als Mantel trug, spielte die Geige in der großen Avenue der Elisäischen Felder.

Auch Kasangian der Armenier, ist todt; aber kürzlich noch war der sanfte Mann in seiner langen Gandurah, seinen türkischen Hosen und seinen Sandalen in der königlichen Bibliothek zu finden. Zwei und zwanzig Jahre lang kam er jeden Tag, um über sein Wörterbuch gebeugt zur Seite des Bibliothekars zu schlummern.

Ein Palast von Glas und Eisen ersetzt den großen Pfeiler der Hallen und Paul Niquet ist nicht mehr. Auch Liard ist den Weg aller Dinge gegangen und der philosophische Lumpensammler ist verschwunden. Im ersten Morgenschimmer stellte sich dieser in den Hallen ein, um die Ankunft der Kohlköpfe und das Erscheinen der Brunnenkresse zu überwachen und den erstaunten Verkäufern die schönsten Verse von Horaz und Virgil vorzudeklamiren. Den Bauern von Clichy und den Rübenverkäufern aus der Ebene von Cabillons schilderte er das frische Tempe-Thal und die guten Leute rissen die Augen auf, wenn er anfing: „Felix qui potuit“, oder: „Rus quando te aspiciam!“ Wo fände sich heute ein Stadtsergeant, der wohlwollend und nachsichtig genug wäre, die klassischen Divagationen, die uns Knaben mit Bewunderung erfüllten, geduldig lächelnd anzuhören.

Gestern war das Alles noch und heute ists nicht mehr. Es bleibt uns aber immer noch der „Seemann“, der sein Hauptquartier im Cour des Fontaines aufgeschlagen hat. Zwischen zwei Pflastersteinen pflanzt er seine Standarte auf, die zwei Köpfe, das Vorher und Nachher darstellt. Vorher ist der Schädel nackt wie eine Hand. Nachher hat der Gebrauch des berühmten Mittels, das nur zwei Sous kostet, einen langen, prächtigen Haarschmuck hervorgebracht und das früher vollkommen kahle Haupt geschmückt. Um die Menge völlig hinzureißen, entfesselt der „Seemann“ voller Stolz sein eigenes Haar, das ihm bis auf den Gürtel herabhängt.

In der Hauptallee der Tuilerien schwingt Chicard, der letzte der „Jünglinge“, noch immer das Seil, über das er kleine Mädchen springen läßt, nur um dafür ein Lächeln ihrer Mütter zu erhalten. Sie ahnen nicht, daß dieser Kinderfreund der ehemalige Kamerad von Frisette und Rosa Pompon ist und daß er Abends im Licht der tausend Gasflammen des Jardin Mabille als ewiger Jüngling, geschmückt mit Nankinghosen, blauem Frack mit goldenen Knöpfen und lackirten Eskarpins, noch immer das Vis-à-Vis der lustigen und leichtfertigen Dämchen bildet, die nichts von der Unschuld der Kindheit besitzen.

Wir haben doch noch mancherlei und der wirkliche Pariser kennt und liebt diese Typen alle. Es sind Fürsten darunter, wie der Perser; herumziehende Musikanten, wie der Leiermann; Flaneurs, wie der Mann ohne Hut; Blumenmädchen, wie Isabelle, Mitglied der Truppe des Jockey-Klubs. Ein Reiter braucht nur zu derselben Stunde, auf demselben Pferde, denselben Weg zu reiten, so ist er sicherlich nach Verlauf von acht Tagen klassifizirt und mit einer Etiquette versehen. Der „Jedermann“, der witziger ist als Voltaire, hat ihm einen Namen gegeben, er ist ein Typus geworden und unser Eigenthum.

Der Perser soll ein Fürst sein. Méry hat ihn, auf Grund irgend einer ungewissen Nachricht, Abbas-Mirza genannt. Dieser geheimnißvolle Orientale besitzt die Gabe der Allgegenwart. Man sieht ihn zugleich in der großen Oper, wo er in einem Parquetsessel schlummert; auf dem Balkon der italienischen Oper im dritten Sessel zur Linken und außerdem ist er seit zwanzig Jahren der Hausgeist der lyrischen Theaters, denen er jeden Abend einige Stunden seines Schlummers widmet. Er ist sanft, elegant, mit Sorgfalt gekleidet und hat einen Ausdruck schwermüthiger Resignation. Sein Fuß ist ein Wunder von Kleinheit, seine Hand ein Meisterwerk der Schöpfung; seine lange Gandurah ist vom feinsten schwarzen Tuch. Seine Beinkleider sind hell-

blau und fallen über den winzig kleinen Fuß, den sie fast ganz bedecken. Sein schneeweißer Bart besitzt die Weichheit und den Glanz der Flockseide. Ob er Haare hat, weiß man nicht; seine hohe Mütze kann einen Schädel bedecken, wie Elfenbein, oder lange, weiße Locken. Die Perser nehmen ihre Kopfbedeckung nicht ab, und die Astrachan-Mütze Mirza's, die vom Nacken bis an die weißen Augenbrauen reicht, scheint gleichsam auf seinem Kopfe festgesiegelt.

Wie alt mag diese geheimnißvolle Persönlichkeit sein? als wir ihn in unserer Kindheit zum ersten Male auf seinem Sperrsitz in der Oper sahen, mochte er etwa 70 Jahre zählen. Jetzt hat er gar kein Alter mehr und sieht jedenfalls nicht anders aus als damals. Mit der größten Regelmäßigkeit erscheint er seit zwanzig Jahren langsamen Schrittes in den Corridoren der Theater, streckt die Hand nach der Logenschließerin aus, die ihm sein Glas reicht, setzt sich, hört zu und schlummert ein. Er sieht nicht im Saale umher, beachtet weder seine Nachbarn noch seine hübschen Nachbarinnen und, wenn der Vorhang fällt, geht er hinaus, indem er sich dicht an die Mauer hält. Ein Wagen von ernstem Aussehen und ein Diener, der englisch spricht, erwarten ihn am am Ausgang des Theaters.

Zuweilen hat der Perser Durst, dann winkt er, äußert seine Wünsche und die Logenschließerin, die ihn versteht, bringt eine Portion Eis. Abbas steckt die Hand in seine Gandurah, bringt ein kleines Etui von grünem Sammet zum Vorschein, nimmt einen kleinen goldenen Löffel heraus, verzehrt sein Pistazia oder sein Sorbet, wischt das Löffelchen wieder ab und versinkt wieder in seine Träumereien.

Das ist Alles, was man von dem geheimnißvollen Manne weiß. Sein Bedienter ist ein Engländer; sein Sekretair und sein Portier sind Engländer. Wie ein Gespenst geht er durch die Menge. Im Winter fährt er in einem Coupé, im Sommer in einer Victoria; er ist zierlich, elegant und von äußerster Sanftmuth. Alles

Uebrige ist dunkel und vergebens hat man sich in Conjuncturen erschöpft.

Der Mann ohne Hut geht mit eiligen Schritten mitten durch das Gedränge; er sieht Alles und erkundigt sich nach Allem. Er ist ein Liebhaber öffentlicher Feste und man sieht ihn an allen Ecken und Enden: auf dem Marsfelde, an der Barrière du Trône, in den Tuilerien. Sein kahler Schädel erscheint als glänzender Punkt in dem Meere von schwarzen Hüten. Er ist röthlich blond, seine Gesichtsfarbe hell, sein fächerförmiger Bart sorgsam gepflegt. Sein Anzug ist gewählt, ganz schwarz und er trägt fast immer den Frack. Er sieht aus wie Jedermann und er würde sich von der großen Masse der Märtyrer nicht unterscheiden, wenn er mit bedecktem Haupt durchs Leben ginge. Aber der Hut ist ihm verhaßt, weder Mütze noch Sombrero, weder Tschako noch Gibus, weder Melone noch Tudor haben vor seinen Augen Gnade gefunden und dadurch ist er zum Typus geworden.

Isabella, das Blumenmädchen, ist ein Werk der Pariser, der Elegants, der Sportsmen, der Lions, der Dandy's und jeder dieser Herren betrachtet sie gewissermaßen als seine Schülerin. Madrid, Wien, Florenz, London, Petersburg, Stambul und Berlin kennen Isabella und wer sie im Vorübergehen nicht grüßt, oder wem sie nicht von selbst eine Rose ins Knopfloch steckt, ist ein Mensch ohne jede Bedeutung. Einige Berühmtheiten des Jockey-Klub's nennen sie Du. Das ist „großer Stil" und von höchster Vornehmheit. Man hat Verschwörungen gegen Isabella angezettelt, aber sie hat ihren Platz auf der Treppe des Jockey-Klub behauptet. Auch falsche Isabellen aus dem Schwarzwalde, aus der Closerie des Lilas, aus Batignolles sind aufgetreten — die ächte Isabella konnten sie nicht ersetzen. Die Feinheiten des pariser Lebens lernen sich eben nicht in einem Tage. Das Blumenmädchen des Jockey-Klubs kennt unsere Tic's und die unserer Gentlemen: sie weiß, daß der Graf die weißen Kamelien liebt, daß der Baron

eine Thee-Rose haben muß, daß der Marquis Bouquets gebraucht, die in die Rue de l'Arcade getragen werden, daß er es aber nicht liebt, sein Offizierskreuz mit einer Rosenknospe zu bedecken und daß in seinem Knopfloch für die Blume des Feldes kein Platz ist.

Isabella schmeichelt unsere Neigungen und Manien. Mit dem Einen spricht sie von seinen Pferden, mit dem Andern von seiner Tänzerin. Sie fragt nach den Gemälden, die der Fürst gekauft, nach den seltenen Waffen, die der Herzog entdeckt hat; sie liebkost unsere Schwächen und läßt sich nie einen Irrthum zu schulden kommen. Sie erweist kleine Aufmerksamkeiten und zeigt dabei eine große Feinheit. Dem Einen gratulirt sie zum Namenstage, bei dem Andern spricht sie in der Wohnung vor, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Isabella weiß eine Menge kleiner Geheimnisse und Gott weiß, was sie erzählen könnte, wenn sie ihre Memoiren schriebe. Man genirt sich nicht ihr gegenüber. Das Blumenmädchen hat Zutritt im großen Saale der Maison d'Or sowohl, wie in den Kabinets des Café Anglais, um beim Dessert ihre Rosen anzubieten. In die Haare der Brünette steckt sie eine Kamelie, hinter das Ohr der Blondine eine Kornblume und läuft davon ohne die Bezahlung zu erwarten. Mademoiselle Isabelle ist ein schlaues Geschöpf; sie weiß, daß man ihr solche blühenden Galanterien hundertfältig bezahlen wird. Man fordert sie auf, mit einem Louisd'or am Spiele Theil zu nehmen und giebt ihr Antheil am Gewinn, ohne daß sie vom Verlust betroffen wird.

In Chantilly, in Vincennes, in der Marche, im Bois de Boulogne hat sie Zutritt im Wiegeraum und in der Tribüne des Jockey-Klubs; sie beglückwünscht den Sieger und trägt am folgenden Tage seine Farben. Der Jockey-Klub, Crockford-Klub und Reform-Klub kennen sie; sie gehört zum Derby; man sieht sie in Epsom, in Baden, bei dem Rennen von Iffizheim, in Trouville, in Deauville — überall. Ich habe gesehen, daß sie dem König von Preußen eine weiße Nelke ins Knopf-

loch steckte, Herrn von Bismarck eine Rose und Herrn von Roon ein Stiefmütterchen.

In Paris stellt sie sich an Tagen der Opernvorstellungen in einer koketten Kaputze im großen Saale ein und jeder der Anwesenden begrüßt sie mit einem Lächeln oder einem freundlichen Worte. Man behauptet, sie wäre reich und ich will dem nicht widersprechen. Es ist sehr möglich, daß sie auch im Testamente irgend eines großen Herrn bedacht wird. Vorläufig steht sie noch in ihrem kleinen Sammtüberwurf à la Pompadour auf der Treppe des Jockey-Klubs und wird da bleiben, bis sie eines Tages ihre eigne Equipage hat.

II.

Sie sind fremd in Paris und möchten ein leichtes Merkzeichen wissen, nach dem sich die sociale Stellung der Pariser, welche der großen Welt angehören, beurtheilen läßt. Isabella ist in diesem Punkte so gut unterrichtet, als wir selbst; sie wird Ihnen sagen: daß die große Aristokratie mit historischen Namen den Cercle de l'Union und den Cercle Agricole besucht; daß der Adel des Kaiserreichs dem Jockey- und dem Cercle Impérial angehört; daß die großen Industriellen mit den großen Banquiers, Ingenieuren und höhern Beamten in den Chemins de fer zusammenkommen. Sehr junge und reiche Leute, die sich amüsiren wollen, gehören zum Baby, einem kleinen Klub der Rue Royale. Sehr junge Sportsmen sind Mitglieder des Sporting; die, welche sich eines künstlerischen Dilettantismus rühmen, gehen in die Union Artistique. Alte verabschiedete Generäle und ehemalige Banquiers spielen Whist in den Ganaches. Die ächten Spieler gehen zu den Américains; Jäger in den St. Hubertus-Klub; Notare, Börsenspeculanten und gute Bürger in den Cercle des Arts, in der Rue de Choiseul.

Auf diese Weise vertheilt sich die Gesellschaft von Paris und nicht alle seine merkwürdigen Typen sind auf der Straße zu finden. Wie viele Eigenheiten,

wunderliche Charaktere, seltsame und unglaubliche Anekdoten auch in den höhern Lebensschichten. Da giebt es unmögliche Wetten, unwahrscheinliche und doch wahre Romane, seltsame Einfälle in Menge. Unsere Klubsalons sind der Sammelplatz aller Originale der Welt, der Diplomaten aller Mächte, der Eleganz und des Reichthums aller Länder und wer in den Eßsaal der Union Eintritt erlangte, würde daselbst die Aristokratie aller Nationen und alle Sprachen des Erdballes vereinigt finden.

Aber auch die Typen der großen Welt verschwinden mehr und mehr. Lord Seymour, der Abgott der Menge; der elegante Dorsay, Romieu, der Präfekt der Dordogne, der so köstliche Streiche machte; der kleine Blaumantel, der Suppen unter die Armen vertheilte; der berühmte Abt Hope, der so sehr für Veilchen schwärmte; Herr Delessert mit seinem blauen Rock und seinem Schekken; Major Fraser mit seinem kleinen schwarzen Pferde, und der Herzog von Morny, der unter dem Aeußern eines pariser Flaneurs den Staatsmann verbarg, sie Alle sind dahin. Aber wir haben noch den Dr. Véron, den pariser Bürger, dessen Köchin hoch gepriesen wird und dessen Küchenzettel gedruckt worden; Auber, den Componisten des „schwarzen Domino", den geistvollen Greis, der in ganz Paris bekannt ist und mit 85 Jahren noch an jeder Gesellschaft und Festlichkeit Theil nimmt, und endlich die Fürstin Metternich, die sich nach und nach als Typus feststellt und deren Equipage mit der geschlossnen Krone auf gelbem Grunde bei Wettrennen Aufsehen macht.

Das Scepter der Mode ist Kunkellehen geworden. Kein „Brummel", kein „Dorsay" mehr, um Schneidern, Tapezierern und Wagenfabrikanten den Ton anzugeben. Ein Russe fetirt das Corps de Ballet, ein Anderer besitzt das Hotel von Tausend und einer Nacht; Bagatelle gehört Lord Hertford; ein Engländer bewohnt das schönste Hotel des Boulevard des Italiens; ein Jude und ein Pole sind die Matadore beim Whistspiel; eine

Oestreicherin entscheidet über die Form der Hüte, die Länge und Weite der Frauenröcke; eine Schweizerin schwingt das Scepter der Schönheit; ein Engländer giebt das Anfangszeichen auf unserm Turf; ein Russe schafft unsere Ballets; Offenbach componirt unsere Quadrillen; Strauß, ein Wiener, dirigirt unser Orchester; Herr von Rothschild leiht uns Geld; Herr Hottinger escomptirt unsere Wechsel und die Pariser von Paris, die in diesem Ocean verschwinden, tauchen so selten auf, daß der Baron von Haußmann sich vergebens nach ihnen umsieht.

Uebersetzung von Claire von Glümer.

Der Bibliophile

von

Jules Janin.

Die großen Tage von 1867 haben kaum begonnen und schon sehe ich aus dem Innern Hollands, aus englischen Landhäusern und sogar aus deutschen Schlössern Bücherfreunde herbeieilen. „Wollte Gott, höre ich sie schon unterwegs sagen, daß man unter all den Wunderwerken der Kraft auch den Wundern der Intelligenz einen Platz angewiesen hat. Natürlich wird der Dampf König und Herr in diesem Feenpalaste sein, aber man wird hoffentlich auch jene Werke des menschlichen Geistes nicht vergessen haben, die bis zu den Incunabeln der Typographie zurückgehen und noch die beredte und fleißige Spur der Kritiker aus der Renaissance-Epoche tragen. Erasmus, Lascaris und Badius, Henri Estienne und Casaubon, die Meister, welche den großen Buchdruckern ihre Dienste widmeten,- haben es wohl verdient, bei diesem Rendezvous der ganzen Welt neben den Diamanten der Krone vertreten zu sein. Nun wir wollen sehen, ob wir in unsrer bescheidnen Bibliothek ein Werk besitzen, welches würdig wäre, das Licht dieser

erhabenen Hallen zu schauen." Während der Bibliophile so spricht, gedenkt er lächelnd der schönen Bücher, auf die er so stolz ist und die er um kein Königreich hergeben würde. In dem Fache der Ritterromane stehen zu seiner Freude und Befriedigung die meisten der Werke, welche schon der Ritter von der traurigen Gestalt besaß: Der heilige Graal, Merlin, Lancelot vom See, der Roman der Tafelrunde, Gyron le Courtois, Meliadus, Tristan, Turpin, der Fier à bras, Regnaut de Montauban. — „Jene Leute, sagt er, mit diesem Ausdruck unsre gelehrtesten Sammler bezeichnend, bei sich selbst: „jene Leute haben den Ritterroman vernachlässigt; sie vergessen die Quellen. Mögen sie sich wenigstens auf dem Gebiet der Amadis gut halten. Man kann sie nur bedauern, wenn man hört, daß sie den Perceforêt in sechs Bänden, Quart-Format auf Velinpapier, besessen und geduldet haben, daß er über's Meer ging!"

Bald indessen auf bescheidenere Gedanken zurückkommend, (Bescheidenheit ist nun einmal die Tugend des Bibliophilen) giebt nun unser Mann seinerseits zu, daß er selbst an französischen Original-Ausgaben sehr arm ist. — „Warum habe ich Unglücklicher nicht im Jahre der Gnade 1738 gelebt, als die neunundfünfzig Tage währende Auktion des Grafen von Hoym stattfand, jenes Mannes, dessen Name für ewige Zeiten berühmt bleiben wird. Das Hotel de Longueville in der Rue Saint-Thomas-du-Louvre, in welchem diese große Bibliothek ausgestellt war, steht mir lebhaft vor Augen. Niemand als ich würde die von Boyet in rothen Safian gebundene Sammlung des Dauphin erstanden haben. Alle Hebel hätte ich in Bewegung gesetzt, um mir eins der Bücher zu verschaffen, welche der berühmte Sammler aus den Bibliotheken von Colbert, Baluze und Brochart an sich gebracht hatte, und ich wäre heute ein reicher Mann!" Der arme Büchernarr vergißt dabei nur, daß er heute jedenfalls schon todt wäre.

Der Bibliophile lebt ganz und gar seiner harmlosen Leidenschaft. Im Traume sieht er den Euripides in

großen Lettern, den Titus Livius, ed. Speier auf Velinpapier, den Virgil und Martial (1501), den Dante auf Velin, die griechischen Rhetoren, den Herodot, in der ersten Folio-Ausgabe. Vorzüglich ist es aber das fünfzehnte Jahrhundert, das ihn im Jahre 1867 nach Paris zieht. Ein solcher Mann hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Königssohne, der Consul sein wollte. Dieser sah einen jungen Mann auf sich zukommen, der ihm eine goldene Kugel reichte, indem er sagte: „Mein Vater hat mir aufgetragen, diese Kugel dem ersten Narren zu geben, welchem ich begegnen würde. Ein großer Narr ist aber derjenige, welcher auf Lebenszeit König sein kann und auf sechs Monate Consul wird." Eins der vollendetsten Muster des Bibliophilen war Lord Spencer. Derselbe verweilte ein ganzes Jahr in Rom, besuchte aber weder die Peterskirche noch das Colosseum, noch den Vatican. Er spürte nur nach alten Büchern umher und als er den Martial von Sweynheym und Pannartz aus dem Jahre 1473 ausfindig gemacht, kehrte er schleunigst nach London zurück, ohne weiter etwas von der ewigen Stadt gesehen zu haben. Seine Bibliothek ist im Laufe der Zeit die reichste in London geworden. Verlachen wir diese Leute nicht! Ihre Narrheit ist eine liebenswürdige, sogar achtungswerthe — jedenfalls ist sie völlig harmlos und verräth ein zufriedenes Gemüth. Bücher lieben heißt auf das Spiel, auf die Freuden der Tafel, auf überflüssigen Luxus, auf Ehrgeiz und Liebeshändel verzichten. Der Bibliophile ist gegen alle politischen Stürme geschützt. Seine Bücher bewahren ihn vor der Schmach des Antichambrirens. Er ist Herr und König. Stören wir ihn nicht in seinem Vergnügen und respektiren wir seine stille Freude! Sehr oft macht er sich sogar einen Ruhm aus seiner Narrheit. Guilbert Pixéricourt hat dreißig Jahre die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes durch die reizenden oder schrecklichen Gebilde seiner Phantasie gefesselt, aber dennoch würden heutigen Tages wenig Menschen den Namen des Verfassers der „Ruinen

von Babylon" kennen, wenn er nicht eine Sammlung schöner Bücher hinterlassen hätte;" darunter ein Exemplar der „Nachfolge Christi", gewidmet dem Bruder Carthäuser Laurentius „von seinem sehr ergebenen Diener Pierre Corneille". Ein mit einem so glorreichen Namen geschmücktes Buch hinterlassen, heißt der Unsterblichkeit nahe sein. Die Männer jener Zeit erinnern sich noch mit innrer Erregung der Auction Pixéricourt und der dabei vorkommenden kostbaren Bücher von Aldus, Elzevir und Baskerville, auf deren Herstellung die intelligentesten Völker und Künstler so viel Geist, Fleiß und Mühe verwendet. Holland und China hatten ihr schönstes Papier dazu geliefert, England und Frankreich ihre besten Kupferstecher, Rußland und Marokko ihr unvergleichliches Leder. Die geschicktesten der damaligen Buchbinder: Pasdeloup, Anguerrand, Thouvennin, der neu hinzugekommene Beauzonnet, und die oben auftauchenden Capé und Duru, hatten alle ihre Kunst zur Herstellung dieser prachtvollen Exemplare aufgeboten, die sich den Büchern Samuel Bernard's und Sohn, kühn an die Seite stellen konnten. Herr von Rieux, Zamet, d'Allancourt und der Finanzmann Mantauron — derselbe dem der Cinna dedizirt wurde, nachdem Louis XIII., der die Kosten einer Dedikation scheute, dieselbe abgelehnt — besaßen schöne, wenn auch minder zahlreiche und minder kostbare Büchersammlungen, als die des Herrn von Pixéricourt. Nodier, welcher ihn mit seinen Rathschlägen unterstützte, hatte für Herrn von Pixéricourt eine sehr egoistische Devise verfaßt, welche, ganz entgegengesetzt der Devise Groliers: „Für mich und meine Freunde", folgendermaßen lautete:

„Verlieh'nes Buch entgeht dem Schicksal nimmer:
Verloren oft, verdorben ist es immer."

Der Präsident Expilly hatte in lateinischer Sprache folgendes geschrieben:

„Mein Erbe soll — für schnödes Geld —
Das Buch, das mir so sehr gefällt,
Niemals verkaufen; denn es ist der Ruhm
Des Hauses und ein Alters-Heiligthum."

Unterwegs, im schönsten Moment seines Traumes, sieht der Bibliophile einen kleinen Mann mit geweckter Miene, aber sehr ernster Stirn in den Waggon steigen. Ein tiefer Kummer scheint auf dem Neuangekommenen zu lasten; der Gram verräth sich anfänglich in seinem Schweigen und bald auch in seinen Reden. Er hatte sich, nachdem er seine irdische Aufgabe erfüllt, früh von den Geschäften zurückgezogen. Seine Freunde und Gesellschafter, mit einem Worte: seine Bücher hatten ihn in die Einsamkeit begleitet. Er hoffte mit diesen Gefährten seiner alten Tage in Frieden zu leben und zu sterben. Sein Sohn, ein Taugenichts, hatte ihn gezwungen, sich von seiner ganzen Bibliothek zu trennen. Er hatte Alles verkauft; die Poeten, die Geschichtsschreiber, die dramatischen Dichter, die Moralisten, ja selbst die Briefsammlungen trotz der schönen Worte, die Paulus Manucius an seinen Freund Codrus schrieb: „Wie schön ist es, offenen Herzens zu schreiben und hier und da ohne ängstliche Sorge einen kleinen Fehler oder Verstoß begehen zu dürfen.“ Man sagt zwar, daß großer Schmerz stumm sei, aber dieser Aermste kam immer von Neuem auf seinen Kummer zurück. „Wenn ich bedenke“, klagte er, „daß ich die Chroniken von Frankreich, England, Schottland, Spanien und der Bretagne von Jean Froissard in vier Folio-Bänden, gedruckt bei Anton Verard in Paris, besessen habe! Wenn ich mir im Geiste die mit dem Wappen Heinrich's II., Heinrich's III., Diana's de Poitiers, des Präsidenten de Thou und der Herren aus dem Hause Urfé geschmückten Exemplare vorstelle, die mein waren, und bedenke, daß ich jetzt genöthigt bin, auf den staubigen Quais unter den Traufen der Wetterdächer nach Büchern umherzustöbern; nach alten Schmökern, die in schlechtes, vom Regen verdorbenes Pergament gebunden, mehr Schwämmen ähnlich sehen, als Büchern, herausgegeben und gebunden von Christenmenschen, welche sich doch auf die Kunst der Ecken, Bordüren, Rosetten und Schlösser verstanden!“

So lautete die Klage des Unglücklichen, der sich über den Verlust seiner Bücher nicht trösten konnte. Von seiner Manie getrieben, eilte er jetzt an die Ufer der Seine, um jene prachtvollen Quais wieder aufzusuchen, über die so viele Bücher dahingegangen, ohne etwas andres zurückzulassen, als ein Bedauern und die Erinnerung. Möge man darüber nicht spotten! Wir können das fast gänzliche Verschwinden dieser billigen Buchhändler, die sich nicht ohne Stolz Etalagisten und Bouquinisten nannten, nur beklagen. Der Etalagist war der Anfang zum Bouquinisten. Er begann seinen ersten Feldzug auf dem Damme des Pont-Neuf, zu den Füßen der Statue Heinrich's des Großen, der in Erinnerung der Pamphlete und Chansons von ehemals auf die fliegenden Blätter herabzulächeln schien. Der Etalagist hatte seinen Stand inmitten der Straße, auf der Schwelle unbewohnter Häuser, an fensterlosen einsamen Mauern. Die Leute, welche von diesen ursprünglichen Ausstellungen profitirten, hielten sich krumm, wie die Leser von Palimpsesten, hatten gute Augen, krumme Finger, eine unermüdliche Geduld und entdeckten zur Belohnung zuweilen eines jener unauffindbaren Blätter, welche in unsrer Literaturgeschichte eine Rolle spielen. Ein Etalagist verkaufte für 1 Sous den ersten Brief des Americus Vespucius an Lorenzo von Medici, geschmückt mit Holzschnitten, die oben nackte Wilde und unten die Ankunft der Flotte in Amerika darstellten, harmlose Bilder, von denen man meinen möchte, sie wären Meyerbeer's Afrikanerin entnommen.

Man könnte ein dickes Buch über die werthvollen Sachen schreiben, welche durch die Büchertrödler vor dem Untergange gerettet wurden, durch jene Bouquinisten, welche die an der Seine hinlaufende Brustwehr, bis zum Pont-Royal, als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachteten. Dank diesen Trödlern, welche täglich mehr von den ihres Ruhmes beraubten Quais verschwinden, war der Bibliophile sicher, sich einen glücklichen, bezaubernden Tag verschaffen zu können. Er stand frühzeitig

auf, steckte sein Brod und die zum Morgeninbiß bestimmten Früchte in die Tasche und frühstückte: „vom Strengen zum Milden, vom Vergnügen zum Ernste übergehend," während er in alten Büchern umherstöberte.

Welch' eine Vereinigung aller Erzeugnisse des menschlichen Geistes, seit den Tagen Coster's und Gutenberg's, der Erfinder der Buchdruckerkunst, bis zu dem Augenblick, wo der intelligente und schreckliche Ludwig XI. die erste Bibel von Faust kaufte und ihm für die Entdeckung dankte, die später so grausame Verfolgungen erleiden sollte!

In diesen 8 Kilomètres alter Bücher wühlend, gelangte dann der Schatzgräber zuweilen zu den wunderbarsten Entdeckungen. Vergebens verschworen sich Regen und Ungewitter, ja selbst Straßenaufläufe gegen seine harmlose Thorheit — er blieb fest auf seinem Posten und nichts konnte ihn von seiner Beschäftigung abziehen. So verging der Tag und wenn endlich die Stunde des Rückzuges schlug und der Bouquinist seine Waaren einpackte, dann begab sich der Bücherwurm gemessenen aber triumphirenden Schrittes in seine Wohnung und seine glückliche Frau und seine zufriedenen Kinder klatschten vor Freude, ihn wiederzusehen, in die Hände.

Seine erste Sorge war nun, die gesammelten Bruchstücke aus ihrer Umhüllung zu nehmen und von Staub zu reinigen. Dann aß er, wenig zwar, aber mit gutem Appetit und guter Laune und erzählte Jedermann, der es hören wollte, von seinen glücklichen Entdeckungen. Nach beendigtem Mahle begab er sich in das Zimmer, das La Bruyère die „Lohgerberei" nannte, und hier, mit seiner Leidenschaft allein, collationirte er die geretteten Blätter, glättete nach bestem Vermögen Brüche und Falten, trocknete den armen Schiffbrüchigen und hieß ihn willkommen. „Bleibe hier, mein alter Dichter!" sagte er. „Man wird Dich auf jenes Bücherbrett stellen, mein großer Geschichtsschreiber! Sei mir gegrüßt, mein Lustspiel! Gegrüßt auch Du, Roman schöner vergangener Tage!"

„Ohne Tunica und Mantel" begegnete man auf dem Quais dem Tanz der Blinden, der Königlichen Jagd, den merkwürdigen Abhandlungen über das Leben, dem Wunder der Catharine von Medicis (1650). Charles Nodier kaufte für die letzten sechs Sous, die er besaß, den Traum des Poliphile, gedruckt bei Aldus in Venedig, und verkaufte ihn für hundertfünfunddreißig Francs. Die Quais von Paris sind lange Zeit Schauplatz ähnlicher interessanter Vorgänge gewesen. Die Seine selbst schien solche Glücksfälle mit sanftem Plätschern zu begrüßen. Aber welches Wissen gehört auch zu solchen Entdeckungen. Der echte Forscher nach Meisterwerken muß sich aufs Genaueste auf die verschiedenen Zeichen verstehen: die Lilie Nicolas Flamel's, die druidische Eiche Robert Estienne's und die Sphäre Elzevir's. Der Verkäufer selbst war, durch die begangenen Fehler aufmerksam gemacht, auf seiner Hut und studirte zugleich seine Bücher und die Käufer. Er hielt sich in einer abscheulichen Bude auf, in der man nur zwischen Mauern von brochirten und gebundenen Büchern tappend seinen Weg fand. Das ganze Haus war damit angefüllt, und legte man seine Hand auf eins der Werke, welche den Ossa oder Pelion dieses Kapernaum bildeten, so schrie dieser alte Verkäufer alter Sachen, dieser Harpagon und Gobsec wie eine Formicaleo in ihrem Trichter plötzlich mit scharfer Stimme: „Nein, nein! Ich will das Buch, das Ihnen so sehr gefällt, heute nicht verkaufen. Ich bedarf es zu meinen eigenen Studien; kommen Sie in acht Tagen wieder." Zu gleicher Zeit flehte, weinte und wehklagte er, daß man ihn bestehle, betrüge, ausplündere. Gestern noch hatte er für ein Nichts die poetischen Werke von Amadis Jamyn hingegeben, er hat einen einzelnen Theil des Cicero in der Ausgabe von 1642 für einen Viertelthaler verkauft. Wohl zu verstehen, nur einen Theil! Aber er ist überzeugt, daß der Lumpenkerl, der ihn an sich brachte, die anderen schon hatte. „Es ist mein Tod!" schreit er, „Es ist mein Tod!" Kurz er muß sehr

hungrig sein oder große Angst vor dem Eigenthümer seiner Boutique haben, wenn er sich dazu verstehen soll, das Buch abzulassen, zu dem man Lust hat — einen einzelnen Theil des Jansenius vielleicht, jenes Mars Gallicus, für welchen Richelieu den Freund Philipp IV., und mit Recht, in die Bastille werfen ließ.

Aber auch dieser letzte Bouquinist ist aus unserer gemeinen Welt verschwunden. Er starb aus Kummer und Reue darüber, daß er seine Boutique im Ganzen an Herrn Boulard verkauft hatte. Herr Boulard seinerseits starb, nachdem er sein Hotel am Quai Voltaire und seine beiden Häuser in der Straße Tournon mit alten Scharteken angefüllt hatte.

Lange Zeit war übrigens der Gewürzkrämer der einzige Erbe der großen Bibliotheken des Mittelalters. Ihm fielen von Rechtswegen die Theologie und die Geschichte in Folio zu. Bei dem Gewürzkrämer verschwanden, ohne Hoffnung auf Wiederkehr, die Kapitel, welche an Titus Livius, an Tacitus, an Cicero fehlen, sowie alle Trauerspiele Ovid's, des Verfassers der „Tristia". Die Gewürzkrämer drehten Düten aus unseren Incunabeln und wickelten Cannel und Pfeffer in Holzdruckbücher, welche so selten geworden sind. Und die Religionskriege, die Bürgerkriege und vor Allem die Unwissenheit waren Bundesgenossen der Gewürzkrämer. Die französische Revolution überließ die kostbaren, mit den Kronen und Namenszügen des gemordeten, verbannten, beraubten Adels verzierten Sammlungen dem „goldenen Mörser" und der „silbernen Glocke". Erst während der Jahre der Invasion wurden diese prachtvollen Bände in Quart und Folio, diese Mabillons, Montfaucons, Ruinarts, Lobineaus, Clements, Dom Calmets, die ganze Congregation von Saint-Maur, welche ebenfalls das Schicksal erwartete, zu Düten verwendet zu werden, von den Siegern, den Engländern und Deutschen nach ihrem wahren Werthe erkannt. Sie kauften auf, was noch vorhanden war. So wurden durch unsere Freunde die Feinde, eine Menge Auto-

graphen, Karten, kostbare Denkmäler des Wissens und des Geschmacks unserer alten Meister, eine Menge Traktate, Memoiren und Kataloge gerettet. Man hieß diese gelehrten Degen-Träger, als sie mit unseren Schätzen beladen heimkehrten, in ihrem Vaterlande doppelt willkommen, und mit Stolz zeigten sie die herrlichen Werke, welche sie bei uns zusammengetragen hatten. Die gelehrten Engländer, Schotten, Irländer, Sachsen, Oesterreicher, ja selbst die Russen waren entzückt von den auf den Quais und in den Buden, an den Mauern gesammelten schönen Büchern. Sie zogen daraus den für uns, die Besiegten von Waterloo, beschämenden Schluß, daß wir an demselben Tage auf den Sieg, auf die Dichtkunst, auf die Beredsamkeit, auf die Jurisprudenz, auf die Theologie, auf die Geschichte und auf die Freiheit verzichtet hätten. Welche traurige Leichenrede und welch tiefer Schmerz für diejenigen Pariser, welche selbst unter dem Kaiserreich und seinen Aufregungen der ruhigen Muse, den Studien, der Wissenschaft treu geblieben waren!

Aber es giebt, Gott sei Dank, bei uns keine ewige Niederlage. Frankreich hat sich noch bei jeder Gelegenheit Genugthuung verschafft. Kaum hatte es sich von seinem Elend erholt, kaum hatte der letzte Feind den geheiligten Boden verlassen, als Frankreich bei dem Gedanken an die unwürdig verschleuderten Schätze von tiefer Beschämung ergriffen wurde. Frankreich betrauerte sein Museum, das glänzendste Zeugniß seiner Siege, dessen schönste Werke man wieder genommen hatte, wie man einem Kinde das Spielzeug wieder nimmt, das es zerbrechen will. Es betrauerte jene schönen Werke der Nationalbibliothek, jene unschätzbaren Bücher, welche aufzuschlagen es niemals Zeit gehabt hatte. Zu gleicher Zeit erschienen, vom Erhaltungsinstinkt getrieben, die großen Bibliophilen unsrer Nation und stellten durch einen Aufwand von Gelehrsamkeit und Geld, durch alle Hülfsmittel des Reichthums und der Geduld die zerstreuten Bibliotheken so gut als möglich wieder her. Für

die Kräfte des Einzelnen war die Lösung dieser Aufgabe eine Unmöglichkeit, durch Theilung wurde sie leicht. Jeder übernahm einen Theil derselben. Dieser verlangte nur Ritterromane, jener einzig und allein dramatische Werke. Diesen Schöngeist entzückten Schwänke und Possen, jenen Greis bezauberten die Lateiner, einem dritten alten Meister gefielen die Griechen. Und alle wurden durch Buchhändler befriedigt, die eben so gelehrt und geduldig waren, wie sie selbst. Als Leitfaden in diesem ungeheuern Labyrinth diente ihnen ein vortreffliches Buch, das Handbuch von Brunet, eins jener merkwürdigen Werke, von denen kein Jahrhundert mehr denn zwei erzeugt. Auf diese Weise sind bei uns jene kostbaren Büchersammlungen gebildet worden, deren Ruf das ganze gelehrte Europa kennt. Man kann Euch nicht genug preisen, Ihr gelehrten Bücherfreunde, die Ihr so viele Schätze dem unvermeidlichen Untergange entrissen. Eure Namen werden zur ewigen Ehre neben den Namen Plutarch, Cicero, Seneca, Montaigne, Vossius, Voltaire, Erasmus und Rabelais genannt werden, und Ihr werdet den Ruhm Eurer würdigen Vorgänger: de Thou, Colbert, Graf Hoym, Gaignaut, La Vallière, Mac-Carthy theilen.

Was kann es Interessanteres für den Gebildeten geben als jene Bücher, die wie ein Wunder aus den Stürmen der Revolution gerettet wurden. Was giebt es Rührenderes als jenes Evangelium, das der im Tempel gefangen gehaltene König an Frau von Tourzel schickte? Der König diktirte, der junge Dauphin schrieb, die Königin unterzeichnete diese traurigen Blätter, das letzte Geschenk der Königlichen Majestät an die Treue! Auf einem besonderen Gestell der Bibliothek von Twickenham (Gegenstand unsrer Sehnsucht und Liebe!) finden wir das Andachtsbuch Maria Stuarts. Pabst Pius V., der Oheim der Königin, hatte der Unglücklichen dies mit dem goldgestickten päbstlichen Wappen verzierte Buch geschickt. Das Opfer Elisabeths hat auf den carmoisinrothen Sammtdeckeln die Spuren ihrer schönen Hände

hinterlassen. Das Buch ist auf Velinpapier gedruckt und enthält vierzig in Gold und Farben gemalte Bilder; es lag im Schloß Fotheringhai wenige Momente, ehe die Sateliten Elisabeths kamen, um der in Trauer gekleideten Königin anzuzeigen, daß der Henker ihrer harre, bei dem Leiden des Heilands aufgeschlagen vor ihr. Sie weinte und das Papier hat sich an jener Stelle durch die darauf fallenden heißen Thränen zusammengezogen. Plötzlich stand sie auf, schlug das Buch zu und machte es ihrer Ehrendame zum Geschenk. Wer von uns würde nicht gern einen Theil seines bescheidenen Vermögens darum geben, um dies schmerzensvolle Andenken zu besitzen? Dies Andachtsbuch zum Gebrauch der Königin war in den Jahren 1416 und 1417 von Simon Vostre in Paris vollendet worden.

Auch „La Guirlande de Julie" ist in Anbetracht der Hochachtung, welche wir für Mademoiselle de Rambouillet hegen und als Erinnerung an diese Dame, ihr Gewicht an Gold werth. Dasselbe ist von Anfang bis zu Ende von Jarry nach den Diktaten der hervorragendsten Schöngeister aus dem Anfange des Jahrhunderts Ludwig XIV. geschrieben. Jedes Madrigal war von einem reizenden Bilde begleitet. Dies Meisterwerk, welches von dem Bischof von Avranches, dem gelehrten Huet, erdacht worden war, wurde auf Kosten des Herzogs von Montansier, zum Geburtstage von Julie d'Angennes de Rambouillet ausgeführt. Da es im December 1641 in den Gärten der Place Royale wenig Rosen und Jasminen gab, so bedeckten die Dichter die neunzig Blätter mit den schönsten Blumen der Galanterie. Nach dem Tode der Herzogin von Montansier kam das Buch an ihre Tochter die Herzogin von Usez. Nach dem Tode derselben wurde es, zur Schande sei's gesagt, in öffentlicher Auction verkauft und für funfzehn Louisd'or von dem ersten Kammerdiener des Herzogs von Bourgogne erstanden, welcher es Sr. Königl. Hoheit zu Füßen legte. Es gelangte dann nacheinander in die Hände der Herren von Gaignières und Crozat, des Marquis de Courtan-

veau, des Herzogs de la Valière und endlich in die des Herrn von Bure. Später, als die Ehrfurcht vor dem Alter das ungerechte Vergehen besiegte, ging „la Guirlande de Julie“ wieder in den Besitz einer Herzogin von Usez über. Colletet, Conrard, Chapelain, Desmarets, Godeau, Gombeau, Malleville, Racan gehörten zu den Hauptmitarbeitern an diesem reizenden Buche.

Als Merkwürdigkeit kann man auch das einzige Exemplar der „Ansichten der Academie über den Cid“, geschmückt mit dem Wappen des Cardinals von Richelieu, bezeichnen. Man findet dasselbe in der Schatzkammer des Grafen von Lignerolle vergraben. Schatzkammer ist das rechte Wort, denn diese großen Besitzer verbergen ihre Reichthümer auf das sorgsamste. Es scheint, daß sie die Devise gewählt haben: Odi profanum vulgus. Uebrigens liegen diese Bibliotheken auch sehr verstreut. Die Bücher des Herrn Dutuit befinden sich in seinem Schlosse in der Umgegend von Rom; die des Herrn Yemenis in Lyon; die des Baron Pichon in Marais. Wenige Leute nur wissen die Adresse des Herrn von Lignerolles. Cousin, der kürzlich gestorben ist, ohne daß man ihn sehr beweint hätte, öffnete sein mit Kostbarkeiten gefülltes Kabinet nur sehr ungern. Als Revanche hat er es der Bibliothek der Sorbonne vermacht, die das letzte Asyl des Herrn von Laromignières war. Der reiche und gelehrte Brunet ist nicht alle Tage guter Laune; Herr Didot würde zugänglicher sein — und doch! man möchte fast sagen, daß Beide sich in den Bücherthurm verschanzt hätten, in welchem der Verfasser der Essais sich und alle seine Bücher versteckte.

„Der Verkehr mit Büchern, sagte Montaigne, tröstet mich im Alter und in der Einsamkeit; er befreit mich von der Last langweiligen Müßigganges und stumpft die Spitze aller Schmerzen ab.“ Er sagte ferner: „Bücher sind der beste Proviant, den ich für die irdische Reise gefunden habe.“ Und weiterhin: „Ich genieße sie wie ein Geiziger seine Schätze ... Meine Seele ist befriedigt und begnügt in dem Bewußtsein des Besitzes.“

Und was ist dabei zu verwundern? Glaubt man etwa, daß es dem Ersten, Besten gestattet wäre, die Psalmen Davids mit dem Wappen von Diana von Poitiers, oder den „Miroir de l'humaine salvation," mit dem Wappen des Herzogs von Burgund, oder die Exemplare des Herrn de Thou, des Grafen Hoym und des Herrn von La Valière zu berühren? Es sind dies Wunderwerke, die man nicht gern in die schweißigen Hände des Hermonegenes giebt, wie Horaz vor achtzehnhundert Jahren sagte. Es folgt daraus, unglücklicher Reisender, daß Du im Lande der Bücher auf vier oder fünf, allerdings sehr schöne, zum Gebrauch der Fremden bestimmte Bibliotheken angewiesen sein wirst. Tröste Dich indessen! Du wirst prachtvolle Bücher in Masse in dem antiken Hause der Herren Tehner, Vater und Sohn, antreffen. Obgleich eine Feuersbrunst die herrlichen Werke zerstörte, die in ihrem letzten Cataloge verzeichnet sind, so sind ihnen allein in London Bücher genug geblieben, um je dem Verlangen zu genügen. Du findest ferner bei Herrn Potier, dem berühmten Buchhändler, eine sehr schöne, wenn nicht vollständige Sammlung, vorausgesetzt, daß Herr Potier sich herbeiläßt, die Geheimnisse seiner aufgestapelten Schätze Deinem Verständniß zu eröffnen. In diesem Falle wirst Du, wie Frau von Sévigné, als sie von der Bibliothek des Cardinals von Retz sprach, sagen können: „Denke dir, daß sich hier kein Buch befindet, das nicht bewundernswürdig wäre."

Herr Labitte auf dem Quais Voltaire bietet den Liebhabern die Classiker des Alterthums; auch Herr France, der Verfasser eines vortrefflichen Catalogs über die herrenlosen Sachen der französischen Revolution, besitzt deren eine ungeheure Anzahl. Herr Porquet, ein Erbe der vorhin genannten Dütendreher, ist Eigenthümer einer großen Menge der von den Benediktinern herausgegebenen Bücher, und bei ihm tritt ein. Endlich verzweifle nicht daran, dennoch das eine oder das andere jener kostbaren Exemplare in Augenschein nehmen zu dürfen, zu denen der Zutritt Dir noch heute versagt

scheint. Der unerschrockenste und vielleicht gelehrteste Bibliophile unsrer Zeit, Herr Pierre Deschamps, ein Mann, der in den Dingen, die den Gegenstand unsrer Untersuchung bilden, die gewichtigste Stimme hat, hat vorgeschlagen, in einem Glasschranke, der jedenfalls ein Schmuck der Ausstellung sein würde, eine Folge bibliographischer Kostbarkeiten zu vereinigen. Hören wir indessen Herrn Deschamp selbst, um durch ein einziges Beispiel nur annähernde Ideen von dem zu gewinnen, was man — bei etwas guten Willen und etwas gastfreundlichem Sinn der Bibliophilen — mit Leichtigkeit zu bieten vermöchte.

„Ich nehme mit ihrer Erlaubniß, sagt Deschamps, unsern großen Freund Montaigne und bitte hier vereinigen und ausstellen zu dürfen:

„die erste Ausgabe 1580 in dem Exemplare von Jacques August de Thou, in weißem Velin gebunden, jetzt dem berühmten Sammler Herrn Dutuit in Rouen gehörend;

„die zweite Ausgabe von 1582; Exemplar des Herrn Philipp von Mornay, des Pabstes der Hugenotten, des strengen Freundes Heinrich IV., mit der schönen Devise: „Vitae socia virtus, mortis comes gloria.“ Jetzt einem französischen, gegenwärtig aber in England lebenden Bibliophilen gehörig;

„die Ausgabe von 1588, die letzte, welche bei Lebzeiten des Verfaffers veröffentlicht wurde und in welcher zum ersten Male das dritte Buch der Essais erschien. In einem mit dem Wappen des Grafen Hoym geschmückten Bande, der sich jetzt im Besitz des Herrn Sosthènes de la Roche la Carelle befindet;

„der Montaigne von 1595, erste von Fräulein von Gournay veranstaltete Ausgabe; Exemplar der Königin Elisabeth von England. Dieser kostbare und prächtige Band befindet sich — und zwar mit gutem Recht — in den Händen des berühmtesten Montaignophilen, des Doktor Payen;

„eine andre Edition, schönes Exemplar von Sully, Herrn von Lignerolles gehörend;

„die Edition von Elzevir, Exemplar von Longepierre, im Besitz des Herrn de la Béraudière. Man wird an diesem Beispiele sehen, welches Resultat sich erreichen ließe!“

Dies war das umfassende und reizende Projekt, welches von dem jungen Bibliophilen Herrn Nathaniel Rothschild in zweiter Hand in Angriff genommen wurde. Er und seine Freunde hatten sich vereinigt, unter einer vor der Sonne geschützten Glasdecke eine Anzahl merkwürdiger Bücher zusammenzustellen, welche es in der That werth sind, von auswärtigen Bibliophilen bewundert zu werden. Indessen ist der Schrecken des Bücherfreundes, der seine Schätze, wenn auch nur auf kurze Zeit den Zufälligkeiten einer öffentlichen Ausstellung preisgeben soll, so groß, daß man ihm zutrauen kann, er werde seine feierliche Zusage im letzten Moment zurücknehmen. Seine Leidenschaft wird ihn dazu zwingen. Dennoch mögen die fremden Bibliophilen sich beruhigen und trösten. In den ersten Tagen des Monat Mai wird die durch dreißigjährige Mühe und Anstrengung gesammelte Bibliothek des Herrn Yemeniz versteigert werden. Der inhaltreiche Catalog dieser Auktion, welche in unsrem Jahrhundert nicht ihres Gleichen gehabt, ist bereits gedruckt, oder wird nächstens gedruckt werden. Und es dürfte hier wohl ein Fall vorliegen, um das Wort des schrecklichen Jago zu wiederholen: „Thu' Geld in deinen Beutel, Freund Rodrigo.“

Wollte der wißbegierige Leser sich eine annähernde Idee von der Menge der prächtigen Bücher machen, welche Paris heutigen Tages aufzuweisen hat, so würde ein Bericht über die Privatbibliotheken genügen, die den Schmuck und die Zierde von Passy bilden, eines Dörfchens, das jetzt zu Paris gehört und ungefähr den Umfang eines Drittels des Marsfeldes hat. Einer der Redakteure des Code civil, der verstorbene Pourtalis, besaß zwanzigtausend Bände theologischer und juristischer Schriften. Einer seiner Nachbarn, der gelehrte Herr von Boissonade, Uebersetzer und Commentator des

Lycophron, hinterließ nicht weniger als fünfzehntausend Bände, und zwanzig Schritte weiter, in dem Schweitzerhäuschen, würde man zwölftausend auf Beste erhaltene Bände finden. Die beiden Bibliotheken de la Muette aus Schriften über Staatswirthschaft und schönen Bilderwerken bestehend, mögen wohl gegen fünftausend Bände enthalten. Der sehr genaue und gelehrte Kenner Herr Scheffer, Dolmetscher der orientalischen Sprachen, besitzt eine kostbare Sammlung seltener Bücher. Herrn Benjamin Delessert ist es durch eine Reihe glücklicher Zufälle gelungen, die Original-Ausgaben aller unsrer alten Poeten zusammen zu bringen und seine Molièresammlung ist ganz unvergleichlich.

Endlich, und so zu sagen unter demselben Dache, kann man die Sammlung alter Maroquinbände in Augenschein nehmen, welche einem der gelehrtesten Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen, Madame Gabriel Delessert, gehören. An gleicher Stelle müssen wir die großen und gewählten Bibliotheken der Herrn Cuvillier-Fleury und Barbé, Uebersetzer von Hero und Leander, anführen.

Im Moment, wo wir diese Zeilen schreiben, hauchte einer unsrer gründlichsten Kenner, der mehr verstand als wir Alle, der berühmte und liebenswürdige Künstler Capé, in seinem Hause zu Passy den letzten Seufzer aus. Er hatte dort eben die ersten Stunden einer wohlverdienten Ruhe genossen und, gleichsam als Leichenrede für sich selbst, eine reizende, kleine Sammlung der Meisterwerke aufgestellt, die aus seinen geschickten Händen hervorgegangen waren. Er wird die ersten Rosen seines Gartens nicht mehr erblühen sehen! Capé war einer der drei Meister-Buchbinder, auf welche Frankreich ein Recht hat, stolz zu sein.

Man hat diese Drei niemals bei den berühmten Ausstellungen vertreten gesehen, wo Alles übereinander gehäuft wird. Arbeiter in einer ausgezeichneten, nur von Wenigen geschätzten Kunst, verschmähten sie jede gewöhnliche Belohnung. Sie verwarfen jene Kunst-

richter, die über Alles urtheilen, und fanden ihren Lohn und ihren Ruhm nur in der Achtung von etwa zwanzig Kennern, deren Beifall sie gewonnen hatten. Und so ist es gekommen, daß, soviel ich weiß, nicht einer der französischen Buchbinder, obwohl sie zu unsern geschicktesten Künstlern gehören, Ritter der Ehrenlegion geworden ist.

Uebersetzung von S. Augustin.

Kleine Industriezweige

von

Edmond Texier.

Paris ist die Stadt der Contraste — Himmel und Hölle, Paläste und Souterrains — die Stadt der großen Existenzen und der kleinen Berufszweige. Hat irgend jemand in Europa ein ungewöhnliches Vermögen erworben, so eilt er so schnell als möglich nach Paris, um es dort auszugeben. Oesterreich, Rußland, Italien und Amerika schicken uns jedes Jahr ihre Fürsten und Finanzmänner. Vom Auslande aus gesehen fesselt Paris die Geister in so hohem Grade, daß es scheint, als könne man sonst nirgend leben. Ein großer Herr aus Deutschland sagte mir eines Tages: „Ein Fürstenthum oder eine Wohnung am Boulevard, ein Zwischending, giebt es nicht."

Wenn Paris aber der Rendezvous-Platz der finanziellen und aristrokratischen Größen bildet, so ist es auf der andern Seite auch das Centrum für Leute ohne Rangklasse, für Industrielle ohne Industrie. Der Gamin, welcher ein Stück Tuch über das Wagenrad breitet und sagt: „Mein General", existirt nur in Paris, und nur in Paris begegnet man dem Lumpensammler, welchen Charlets Stift verewigt hat. Der Kleiderhändler und der Händler mit Faßhähnen, der einzige Franzose,

dem es erlaubt ist, auf der Straße das Klapphorn zu blasen, sind ureingeborne Produkte der Pariser Civilisation. Verflanzt man diese zarten Blumen nach irgend einem andern Platze, so arten sie aus. Paris ist ihr Treibhaus.

Die großen baulichen Veränderungen, die Paris seit etwa fünfzehn Jahren erlitten, haben auch einer Menge von Industriezweigen und Industriellen den Gnadenstoß gegeben. Was ist aus dem Händler mit Sicherheitsketten geworden, der seine Waaren auf den breiten Trottoirs der Boulevards auslegte und immer bereit war, damit etwas weiter zu gehen, wenn er den Dreispitz eines Stadtsergeanten erblickte? Dieser herumziehende Händler besaß ein vortreffliches Mundwerk und einen oder zwei Gehülfen, welche die Käufer „entzünden" mußten. Diese „allumeurs" betrachteten die Waaren mit prüfenden Blicken, machten einige schüchterne Bemerkungen über die Güte der Ketten, die entweder vergoldet oder einfach von Kautschuck waren, legten sie wieder hin, nahmen sie wieder auf, zögerten und entschlossen sich endlich zum Kauf. Und ihr Beispiel riß die Galerie mit sich fort. Die Polizei, die sich in Alles mischt, hat auch diesem ehrlichen Handel ein Ende gemacht.

Auch der Mann mit dem Helm und den Bleistiften, Mengin, ist nicht wieder ersetzt worden; eben so wenig Pradier, der berühmte Stockschwinger, welcher ein Zehncentimenstück bis über die fünfte Etage eines Hauses emporwarf und es in seiner Westentasche wieder auffing. Diese beiden Straßenkünstler waren die letzten der Römer. Man beschuldigte die öffentlichen Darstellungen, die freie Circulation zu hemmen und sie wurden unterdrückt. Bilboquet ist nur noch eine Legende.

Nur ein einziger Industrieller dieses Genres wird noch geduldet, der Galiläi des Vendôme-Platzes. Sobald man das Gas anzündet, stellt der mit einem polnischen Rocke und einer griechischen Mütze bekleidete Mann sein Teleskop auf, nachdem er vorher mit Kreide

auf den Asphalt den Mond mit seinen Bergen und Thälern aufgezeichnet. Gegen eine Vergütung von 25 bis 50 Centimes zeigt er alle astronomischen Phänomenen, ohne die zu rechnen, welche das Observatorium nicht vorausgesehen hat. Aber die Wissenschaft wird die Kunst auf öffentlichen Plätzen nicht lange überleben, der Mann mit dem Teleskop wird keinen Nachfolger finden.

Fast alle die kleinen Industriezweige, welche im Wörterbuche des Handels nicht verzeichnet stehen, sind Erzeugnisse der durch den Hunger erhitzten Phantasie. Der Erste, der anfänglich einen, dann zwei, dann drei Cigarrenstummel aufhob und, nachdem er sie kleingehackt, als Rauchtabak verkaufte, ergriff diesen noch unbekannten Beruf nicht aus freiem Entschluß, wie man z. B. Administrator oder Portier wird, sondern es war die Gelegenheit, die Nothwendigkeit zu essen, die ihn in diese Carriere warf.

Er kam später zu folgendem auf die Statistik gegründeten Raisonnement. Man raucht in Paris täglich wenigstens 300,000 Cigarren, es müssen sich also irgendwo, vorzüglich unter den äußeren Tischen der Caffees des Boulevards 300,000 Reste davon finden. Sein Gesichtskreis erweiterte sich; er beschloß eine Ausbeutung im Großen, nahm Associés an — und es gab einen Fabrikanten mehr, einen Fabrikanten von verbotenem Nicotin.

Es scheint, daß sich die Waare verkauft und in einer Pfeife ebenso angenehm schmeckt wie das privilegirte Produkt der kaiserlichen Manufakturen. Man versichert auch, daß diese das Gesetz umgehende Industrie eine große Anzahl von Contrebandiers wohl oder übel nährt und daß einige sogar ein Vermögen dabei erworben haben. Man zeigte mir eines Tages einen wohlbeleibten Mann, von dem man mir sagte, er habe diese Tabacksfabrikation aus zweiter Hand monopolisirt und sich jetzt im Besitz einer anständigen Wohlhabenheit aus dem Geschäft zurückgezogen.

Auch der Tagesbanquier entstand zufällig. Vor etwa dreißig Jahren lieh ein gewisser Poildeloup, der in dem Quartier der Hallen wohnte, einer Wiederverkäuferin fünf Francs unter der Bedingung, daß sie ihm am Abend fünf Francs zehn Centimes wiedergäbe. Sie kam dieser Bedingung nach und machte das Geschäft öfter. Ihre Bekannten, die ebenso arm waren, wie sie, wendeten sich ebenfalls an Poildeloup, der denn auch sofort einsah, welchen Vortheil er aus diesen Darleihungen auf einen Tag ziehen könnte, wenn er sie im größern Maßstabe betriebe. Die zwei Sous, die man ihm jeden Abend als Zins für die am Morgen geliehenen fünf Francs zahlte, erschienen im ersten Moment als weniger denn Nichts, aber sie verdoppelten in funfzig Tagen das Capital des Banquiers. Der erfinderische Poildeloup bedurfte nur einiger Jahre, um reich zu werden.

Später entstanden rivalisirende Banken, welche den Discont auf die Hälfte reduzirten und nur fünf Centimes für fünf am Morgen verliehene und am Abend zurückgezahlte Francs verlangten. Diese Tagesbanken, die sich mit der Hälfte des Profits begnügen, welchen der Erfinder des Industriezweiges nahm, machen noch immer sehr hübsche Geschäfte.

Da wir uns einmal in der Gegend der Hallen befinden, so dürfen wir den Feuerverkäufer und den „Schutzengel" (l'ange gardien) nicht vergessen. Der Feuerverkäufer besitzt einen Karren, der innerlich und und äußerlich mit Blech beschlagen ist. In diesem Karren steht eine Kohlenpfanne. Treten die ersten kalten Tage ein, so erscheint der Feuerverkäufer Morgens vier Uhr auf dem Markte und versorgt die Händler mit Wärmstoff. Er schüttet glühende Kohlen in ihre Kohlenbecken und erhält für jedes Becken einen Sous.

Der „Schutzengel" ist ein Bursche, der die Betrunkenen nach Hause führt. Die großen Cabarets halten sich einen Schutzengel, dem die Aufgabe zufällt, die Gäste zu überwachen, die im Weinberge des Herrn zu

viel gethan haben. Er darf das seiner Sorgfalt anvertraute Individuum nicht verlassen, bis er es in Sicherheit gebracht hat. Mäßigkeit ist die erste Tugend dieses Schutzengels. Am Tage, wo er das Gebot zum ersten Male vergäße, würde er seine Stelle verlieren.

Kennt Ihr den Vater Tripoli, den Sohn des Ruhmes, der Knöpfe und alles militärische und bürgerliche Lederzeug putzt? Er trägt sein Handwerkszeug und seine Waare bei sich. Sein Costüm, eine Polizeimütze und ein Rock, der mit Knöpfen übersäet ist, die wie Sterne glänzen, verräth zugleich sein Gewerbe und seine Gesinnung. Er ist Franzose und hat unter dem „Andern" gedient. Seine politischen Feinde deuten an, daß seine Verdienste nicht so groß sind, wie er behauptet. Ihrer Angabe nach hätte er 1815 bei den Hügeln von Chaumont die vom Feinde herübergeschleuderten Kugeln zusammengesucht und für jede derselben von den Artillerieoffizieren eine kleine Remuneration bekommen. Aber Vater Tripoli ist viel zu stolz, um diese Verläumdungen nicht zu verachten. Wenn er den Stern der Tapferkeit nicht erhalten hat, so liegt dies eben nur an seinem Sterne, der immer ein sehr übler war. Tripoli hatte, wie er erzählte, einen Streit mit seinem Unteroffizier gehabt, und dieser rachsüchtige Mensch hatte sein Avancement verhindert.

Tripoli trägt also militärisches Costüm. Sein Rock ist mit Knöpfen, Medaillen, Jagdhörnern, Adlern verziert, die wie ebenso viele Sonnen glänzen. Man begegnet ihm hauptsächlich in den Stadtvierteln, die von den Söhnen des Mars frequentirt werden, in der Nähe der Kasernen und bei den Wachen, welche die Bürgermilizen beziehen. Mit dem Vertrauen der Herrn Nationalgardisten beehrt, kollert er ihr Lederzeug, putzt ihre Knöpfe und macht in dieser Richtung den Tambourn der Kompagnie starke Concurrenz. Da er indessen ein guter, alter Bursche und vor Allem ein Franzose ist, so läßt er den „Lapins" etwas zu trinken geben und diese

erlauben ihm dafür, von seinen Schlachten zu erzählen und sein Gewerbe zu betreiben.

Eine andre originelle Persönlichkeit ist Labbé, der, ohne daß man weiß warum „Eisenfuß" genannt wird. Sein Federhut besitzt eine gewisse Aehnlichkeit mit dem classischen Filzhut des Räuberhauptmanns Robert. Labbé, genannt „Eisenfuß" ist ein einfacher Cocoverkäufer. Dieses Geschäft ist zu allgemein bekannt, als daß wir die Absicht hegen könnten, etwas Neues darüber zu sagen. Es handelt sich im Augenblicke auch weniger um das Gewerbe, als um eine Physiognomie. Jedermann kann Coco-Verkäufer sein, aber Labbé, genannt „Eisenfuß" genießt das Privilegium, die dramatischen Kehlen der Porte-Saint-Martin und des Ambigu anzufeuchten. Er grüßt die Künstler, nennt die Maschinisten Du, und schüttelt den Contremarken-Händlern die Hand. Mit einem Worte, er ist ein Mann, der eine gewisse Stellung einnimmt.

Labbé, genannt „Eisenfuß", der durch seine Berufspflichten auf dem Asphalt der Straßen zurückgehalten wird, kann unglücklicherweise den Vorstellungen nicht beiwohnen, aber er schnappt aus dem Gespräch der Verzehrenden Bruchstücke des Dialogs auf, die er sofort in Umlauf setzt. Er hat sich in den dreißig Jahren, daß er Ganymed der „Titis" ist, zu einem der ersten Kenner des Repertoirs aufgeschwungen.

Der Enthusiasmus dieses Cocoverkäufers für die dramatische Kunst ist leicht begreiflich. Sein eigentlicher Beruf war auf den Brettern, aber seine vernachlässigte Erziehung erlaubte ihm nicht, nach einer so hohen Stellung zu streben; indessen hat er so nahe bei den Theatern gelebt, als er nur konnte. Sein Signalement ist folgendes: Hut des Verräthers im Melodrama, Schuhzeug mit Bändern — der Kopf Künstler, die Füße Cocoverkäufer. Homo duplex.

Ein andrer Industrieller, der nicht aussieht wie alle Welt, ist ein junger Mann, den man im ersten Augenblicke für einen Neapolitanischen Polichinel halten könnte.

Wie Vater Tripoli trägt er die Insignien seines Gewerbes. Auf dem Kopfe einen Hut in Form eines Farbentopfes, auf den weißen Pantalons und der weißen Blouse rothe achteckige Plättchen, welche Fußbodenplatten vorstellen. Hält es der Pariser Kleinbürger für nöthig, seinem durch langen Gebrauch abgenutzten Fußboden neuen Glanz zu geben, so stellt der Mann mit den Plättchen die Metamorphose binnen wenigen Sekunden mit Hülfe eines sehr brillanten, schnell trocknenden Firnisses her. Er hat sein Geschäft im Jahre 1849 eröffnet. Als man eben im Begriff war, die Volksvertreter zu wählen, klebte der Fußbodenmaler Zettel an die Mauern, welche die Worte enthielten: „Wir wählen Chromo-Duro-Phane.“ Diese Athenienſischen Namen schienen der Assemblée nationale drei Archonten zu versprechen; in Wahrheit dienten sie dazu, den Firniß Chromo-Duro-Phane des Künstlers bekannt zu machen, der diesen kleinen Industriezweig gründete.

Wir haben nun noch den Marquis von der Blase, einen Burschen, der die Muse der französischen Chansons popularisirt. Das Instrument, auf welchem er sich begleitet, ist von einer Einfachheit, welche zu den Uranfängen der Musik hinaufzureichen scheint und besteht aus einem Stocke und zwei Saiten, die auf einer Blase befestigt sind. Auf diesem Dinge kratzt er sehr harmonisch herum. Er wählt zu seinen musikalischen Produktionen die belebtesten Orte, vorzüglich aber den Bastillenplatz, wo ihn stets ein dichtes Gedränge von Zuhörern umgiebt. Er hat Schwung und Feuer — ist sarkastisch und lustig und Niemand singt mit größerem Ausdruck als er (er ist Gascogner) die rührende Klage des „vergifteten Jünglings.“ Sein Repertoir ist ein ungeheures. Er feiert abwechselnd die Gloire, die Empfindsamkeit und den Scherz, und von ihm rührt das denkwürdige Wort her: „Als Chansonnier ist Béranger ein fader Geselle; ich ziehe Alexandre Flan vor.“ Der Marquis hat seine bestimmten literarischen Ansichten.

Ich sprach vorhin von dem Mann, der Cigarren-

stummel aufsucht; es giebt aber noch einen andern derartigen Spürer und Sucher — den Mann, welcher Brodkrusten sammelt. Brodrinden finden sich überall in der Straße, an den Ecksteinen, in den Kehrichthaufen. Man darf indessen nicht glauben, daß der Mann, welcher diesen harten, schmutzigen, eckelhaften Brodstückchen nachjagt, darauf angewiesen ist, das Gefundene zu essen. Er gehört zu denen, die der festen Ueberzeugung sind, daß nichts verloren geht, und daß ein Stück hartes Brod, das man zu einem andern legt, den Anfang zu einem Sack Brodstücken bilden kann, den er für zwanzig Sous an einen Kaninchenzüchter verkauft. Das Kaninchen ist in den Cabarets der Barrieren außerordentlich beliebt und nährt sich nicht allein von Kraut und Kohl, sondern frißt auch Brod, und viel Brod. Die Absicht, diese Nahrung billig herbeizuschaffen, hat die Industrie der Brodrindensammler ins Leben gerufen. Competente Leute versichern, daß ein fleißiger Rindensammler täglich einen Scheffel zusammenbringt.

Der Lumpensammler ist bereits sehr oft beschrieben worden, aber es ist mir dennoch nicht möglich, ihn ganz und gar mit Stillschweigen zu übergehen. Paris ist die Stadt der Lumpen par Excellence, d. h. die Stadt des Alles und des Nichts! Was wird nicht am Tage verloren, um sich Nachts an der Hakenspitze des Lumpensammlers wiederzufinden! Der Chiffonier ist von Natur Eklektiker; er nimmt Alles, was er findet: Lumpen, Papier, alte Schuhe, abgenutzte Handschuh, Fensterglas, zerbrochene Spielsachen, zerbrochene Flaschen — Kraut und Rüben der großen Stadt. Was er in seiner Butte hat, kümmert den Lumpensammler nicht. Das geht nur dem Aussucher (ein andrer kleiner Industrieller) etwas an. Der Aussucher (trieur) ist, wie schon sein Name andeutet, mit dem Aussuchen aller dieser Trümmern und Ueberbleibsel beauftragt. Er bringt Ordnung in dieses Chaos von Kehricht. Er scheidet das gute Korn von der Trespe! Das gute Korn!

Der Aussucher wird bei seinem Geschäft nicht alt.

Die Miasmen, welche aus diesen Haufen von schrecklichen Dingen aufsteigen, sind ein heftiges Gift. Selbst Lampen brennen in diesen Cloaken nicht. Dafür gehört die Chiffonnerie im Großen aber auch nicht mehr zu den kleinern Erwerbszweigen, sondern bildet einen sehr einträglichen Handel. Der Lumpensammler, welcher die Butte trägt, ist immer elend, der Herr des Geschäfts, „le singe“ (Meister), ist oft Millionär.

Der Buttenmann, dieser Nachtvogel, dieser Wühler im Schmutz, bewohnt nicht die Spelunken der großen Stadt, sondern hat seine cité für sich, sein Tartarenlager, in dem er mit seiner Familie campirt. Man nennt diese Niederlassung, bei deren Anblick jedem civilisirten Menschen die Haut schaudert und die sich ganz in der Nähe des Bahnhofes der Linie Orleans ausbreitet, die „Villa der Lumpensammler“ (villa des chiffonniers). Villa! Es ist eine Stadt an der Seite einer andern Stadt, die Antithese von Paris. Die Hauptstadt des Elends, neben der Hauptstadt des Luxus. Ein Ghetto, weniger verpestet zwar als die von Rom und Venedig, aber trauriger, ärmer und rechtschaffener. Der Ruf der Rechtschaffenheit dieser „Philosophen“ ist ein seit lange und auf solider Basis begründeter.

Ein andrer nicht minder populärer, aber bei Weitem nicht so redlicher kleiner Industriezweig ist der des Kleiderhändlers, den man Morgens auf allen Straßen findet, wo er seinen durchdringenden und wohl bekannten Ruf erschallen läßt. Namentlich begegnet man ihn häufig an Orten, wo junge Leute wohnen, d. h. in der Umgebung der Ecole de Droit und der Ecole de Médecine. Der Kleidertrödler ist von allen Straßenhändlern der listigste und unbarmherzigste. Er umkreist die Wohnungen der Studenten und wartet den Moment ab, wo die Noth sie veranlaßt, sich eines Theils ihrer Garderobe zu entledigen. Namentlich florirt dieser Geschäftszweig zur Zeit des Carnevals. Die väterliche Pension reicht nicht hin, den Maskenball und was damit zusammenhängt, zu bezahlen, und so muß bald ein Pale-

tot, bald ein Gesellschaftsanzug, den man zu diesem Zwecke verkauft, aushelfen. Man ruft den Trödler, er kommt gelaufen, wirft einen prüfenden Blick ringsum, und bietet, wenn das Zimmer einigermaßen ärmlich aussieht, für einen neuen Anzug den lächerlichsten Spottpreis, welchen das arme Opfer, nachdem man lange darüber hin- und hergesprochen, endlich annehmen muß. Der Handel wird geschlossen, und zwar nach der allgemeinen Regel: je dringender das Bedürfniß, je härter der Käufer.

„Von solchem Handelsmann ist das die Art und Weise."

Hier würde denn auch der Moment gekommen sein, vom Tempel zu sprechen, diesem Endpunkte aller Pracht, diesem Untergang aller Sonnen; — aber der Tempel ist der allgemeinen Bewegung gefolgt: der Architekt hat ihn revidirt, corrigirt und leider — vollständig umgebaut. Quarres Palais Royal, Pavillon de Flore, Florêt-Noir und Pou-Volant, was ist aus euch geworden? Ihr lebt noch, aber nur dem Namen nach. An der Stelle jener alten, finstern, winkeligen, ungesunden, übelriechenden Läden hat man anständige Magazine angelegt, die sich nicht wesentlich von einem Laden der Rue Saint-Denis unterscheiden. Selbst Spiegel befinden sich — Gott sei's geklagt — in diesen Magazinen! Und das nennt sich Tempel!

Die vier Quarré's, welche der Ruhm der alten Rotunde waren, existiren also noch dem Namen nach. Im Palais Royal befinden sich die höheren Geschäftsbranchen. Die Händler mit Seide, Spitzen, Teppichen, Handschuhen, Corsets, genug er ist die Abtheilung des Ueberflüssigen. Der Pavillon de Flore beschäftigt sich nur mit Betten und Bettzeug: Matratzen, Vorhängen, Kinderzeug ꝛc. Es ist das bürgerliche Quarré, wie das Palais Royal das fashionable ist. Im Pou-Volant (fliegende Laus) dominiren die Lappen, das alte Eisen, der Trödelkram überhaupt Lumpen, Lumpen, Lumpen! In der Forêt-Noire (Schwarzwald), herrscht das

alte Leder — man halte sich die Nase zu! Hier findet man den „Mastiqueur“ (Kitter), einen Industriellen, der stets mehr oder weniger Schuhflicker ist und seine Waare „kittet“, d. h. die Schäden durch irgend einen Kitt oder Anstrich verbirgt. Im Tempel legen auch die „Roulants“ oder „Chineurs“ d. h. die ambulanten Kleiderhändler, ihre Waare ab, ebenso die „Niolleurs“, die Händler mit alten Hüten.

Die „Niolle“ darf übrigens nicht mit dem „Décrochez-moi ça“ verwechselt werden. Die „Niolle“ ist ein Männerhut; — der „décrochez-moi ça“ ein Hut für „Damen.“ Eine „Râleuse“ ist ein nur im Tempel vorkommendes Produkt. Sie ist es, die das Wild stellt: — sie bemächtigt sich des Kunden, gewöhnlicher „gonce“ genannt, packt ihn am Rocke, bei den Armen, treibt ihn in die Enge und wirft ihn endlich in den Laden. — Ein Mann über Bord!

Noch ein Detail. Die Spekulation im Tempel ist ebenso toll, wie an der Börse. Hier ist es, wo der Cours der Effekten — des Trödlers festgesetzt wird. Man schließt hier Geschäfte auf Zeit ab und verpflichtet sich zur Lieferung alter Pantalons und mürber Röcke, wie zu der von Rentenbriefen und Nordbahnaktien. Man führt Hausse oder Baisse herbei, indem man die Fonds zurückhält oder sie auf den Markt wirft — Fonds die oft nur aus alten Hosen bestehen.

Der Marché des Partriarches (Markt der Patriarchen), welcher hinter Sainte-Pélagie liegt, hat seine alte Physionomie noch nicht verloren. Er ist noch was er war, ein verkleinerter Tempel — eine Zusammenhäufung von alten Sachen, Trödelkram aller Art — namenloser, unnennbarer Dinge. Es giebt dort Leute, die ausschließlich mit alten Kesseln handeln. Man findet dort Schuhe zu zwanzig Sous und Stiefel zu drei Francs.

Paris nährt noch viele andre kleine Industrielle, aber der enge Rahmen, in dem ich mich bewege, erlaubt mir nur, sie im Fluge zu erwähnen. Es ist mir

nicht gestattet, die Silhouette des „Vogelprofessors“, oder des „gaveur de pigeons“ zu zeichnen, des Mannes, der die Maiskörner aus seinem Munde in die Kröpfe seines Geflügels hinabgleiten läßt. — Ebensowenig ist es mir möglich, ein Bild des Verfertigers von Schinkenknochen, des Fabrikanten von Hahnenkämmen, der Blutegelvermietherin, des Bäckers für Altbackenes und noch vieler Andrer zu geben, die allerdings schon mehr in das Kapitel der kleinpariser Mysterien gehören. Ich habe mich vorzugsweise an die kleinen Industriellen gehalten, die man überall sieht und so zu sagen mit dem Ellbogen anstößt. Zu ihnen gehört der Hundescheerer. Dieser brave Mann betreibt vielerlei Geschäfte. Er besorgt nicht nur die Toilette der Vierfüßler, er ist auch Commissionär, handelt mit Fellen und liefert zweifelhaften Restaurants die Katzen, welche als Kaninchenragout verspeist werden. Das Fleisch der Katze ist ebenso saftig, wie das des Kaninchens, das wissen die Kunden des Speisehauses wohl, und deshalb lassen sie sich die Felle der Thiere zeigen. Diese Gourmands fürchten, daß der betrügerische Wirth ihnen an Stelle des Kaninchens, welches eine Katze ist, eine Ratte vorsetzen könnte und sie lieben die Ratten nicht.

Es giebt ferner eine Menge kleiner Erwerbszweige, die nur eine versteckte Bettelei sind. Hierher gehört die Verkäuferin von Veilchenbouquets, einen Sous das Stück, welche zwei Kinder auf den Armen trägt und dem Vorübergehenden mit halberstickter Stimme nachruft: „Kein Brod im Hause!“ — sowie die kleine Verkäuferin von Streichhölzchen, die auf der Schwelle einer Thür hockt und eine Büchse Streichhölzchen für einen Sous anbietet. Man giebt ihr natürlich den Sous und läßt ihr die Schachtel. Diese Schachtel bildet ihr ganzes Waarenlager.

Ich lege mir die Frage vor, ob der Mann, welcher den Journalen die neuen „Pariser Nachrichten“ zuträgt nicht auch zu den kleinen Gewerbtreibenden gehört —

und die Antwort ist eine bejahende. Er läuft vom Morgen bis zum Abend auf dem Pflaster umher, um Stoff zu einer mehr oder weniger arrangirten Notiz zu finden, die ihm 2 Francs bis 2 Fr. 50 Cent. einbringt. Man bezahlt ihm die Zeile mit 2 Sous, aber die eine gewisse Zahl hinaus gehenden Zeilen werden ihm nicht honorirt. Er muß also sein kleines Drama sehr zusammendrängen. Hinzusetzen muß ich freilich, daß es weniger auf die Wahrheit der Notiz ankommt, als auf die Art und Weise, in welcher sie servirt ist — es handelt sich hier, wie fast überall, mehr um die Sauce als um den Fisch, und der Lieferant gewöhnlicher pariser Notizen hält fast immer einen Reserve-Vorfall an der Spitze seiner Feder in Bereitschaft. Seit mehr als einem Dutzend Jahren ist der vom Gerüst gefallene Maurer die Vorsehung der Notizenschreiber. Einer von ihnen äußerte in meiner Gegenwart: „Ich lebe eigentlich meist von den Maurern."

Mißachten wir diese kleinen Erwerbszweige, diese letzten Rettungsplanken nicht, und verwechseln wir den kleinen Industriellen nicht mit dem Schwindler und Glücksritter. Das kleine Gewerbe hat seine Berechtigung. Es ist mit einem Worte die Arbeit und diese schwierige, undankbare Arbeit erheischt mehr Mühe und Anstrengung, ja oft mehr Intelligenz, als die Berufsarten, welche durch den Diktionair Bottin genehmigt sind.

Alle diese Paladien der kleinen Industrie existiren mit ihren Frauen und Kindern von Erwerbszweigen, auf die kein Andrer gekommen wäre. Erinnern wir uns dabei des tiefsinnigen Wortes jenes Philosophen, den Gavarni gezeichnet hat: „Wenn man bedenkt, daß Alles das ißt, so bekommt man eine großartige Idee vom Menschengeschlecht."

Uebersetzung von S. Augustin.

Die Fechtsäle

von

Ernst Legouvé,

Einem der Vierzig.

Die Fechtkunst ist gleich der Conversation eine wesentlich französische Kunst. Was ist Fechten? Es ist Plaudern, und was ist Plaudern? alles pariren, entgegnen, angreifen, stets treffen, wenn mans vermag! Gott weiß, daß bei diesem Spiel die Sprache so viel gilt als das Fleuret.

Ich spreche vom Fleuret, aber was heißt das, als der Degen? Die Deutschen haben den Säbel, die Spanier das Messer, die Engländer die Pistole, die Amerikaner den Revolver, doch der Degen ist die französische Waffe. „Den Degen tragen", „den Degen ziehen" sind zwei Worte, die sich mit ihrer ein wenig brausköpfigen Bedeutung nur in unsrer Sprache finden, zwei Worte, deren eins ein Recht des Edelmannes, das andere die That des edlen Mannes ausdrückt, alle beide mit einem gewissen Etwas, — elegant, chevaleresk, ein wenig eitel, ein Etwas, das einen Zug unsres Charakters malt und sich mit unsren gesellschaftlichen Traditionen eng verbindet. Ich wünschte, daß unsere Demokratie aristokratisch in Sitten und Empfindungen bliebe und was könnte besser dazu helfen, als die Führung des Degens? Giebt der Degen nicht das höchste aller Vorrechte? Er ist die einzige Waffe, die ohne Blutvergießen zu rächen vermag. Ich kenne für einen edlen und tüchtigen Mann keinen schönern Tag, als jenen, an dem er sich einem Widersacher gegenüber sieht, der ihn herausgefordert hat, den er tödten könnte und den er bestraft, indem er ihn entwaffnet und das Leben läßt.

Ich liebe die Waffen auch als dramatischer Schriftsteller!

Was sollten wir armen Verfasser von Schauspielen ohne das Duell auf Degen beginnen? Das Pistol bleibt

brutal und paßt nur zu sehr finstern Dramen und zu den Lösungen des Knotens! Doch der Degen ist überall willkommen, er dient zu Expositionen, Erklärungen und Durchführungen. Was soll man in einem Schauspiel mit einem durch Pistolen verwundeten Manne anfangen? Er taugt zu nichts mehr! Aber beim Degen steht er zwei Minuten nachher auf, die Hand in der Weste und versucht zu lächeln. Das junge Mädchen oder die junge Frau sagt zu ihm „wie Sie bleich sind mein Herr!" Ich Fräulein? Dann erscheint durch Zufall ein Fädchen englisches Pflaster. „Himmel! Herr Sie haben sich geschlagen!" Welch bewundernswürdiges Zeitwort, das Wort „sich schlagen". Alle Zeiten sind gleich vortrefflich. „Schlugen Sie sich? Schlagt Euch! . . Schlagt Euch nicht!" Und wie gut es zu allen Ausrufungen stimmt: „Gnade, mein Freund!" . . „Sie sind ein Feigling, mein Herr!" . . „Arthur, Arthur! ich werfe mich Dir zu Füßen!" Sprecht mir nicht vom Theater ohne die beiden unentbehrlichen Mitarbeiter: den Degen und die Liebe!

Ich liebe die Fechtkunst nicht minder als Zuschauer. Ein Fechtboden ist ein Schauspielsaal und hat wie ein Theater Ueberfluß an unterhaltenden Originalen. Da ist ein Zusammenstrom der zahlreichen Classe von Fechtern, die nie blank ziehen und nie blank ziehen werden. Dann kommen die Fechter um des Bauches willen, denen ihr Arzt oder ihre Frau abzumagern befahl und die, nachdem sie während zwei Stunden wie Ochsen geschwitzt, wie Robben geschnoben, wie kochende Puddings gedampft haben, auch treuherzig sagen: ich habe gefochten! Da sind ferner die Fechtmeister, die Professoren der Fechtkunst wollt ich sagen. Sie sind im allgemeinen gute, fröhliche, tapfre Männer, ihren Schülern mit Leib und Seele ergeben, besonders jenen von ihren Schülern, die ihnen die Ehre machten, irgendwen zu tödten. Aber ihre schwache Seite ist die Wahrhaftigkeit, wohlgemerkt, den Degen in der Hand! Ich finde, daß es sehr ungerecht gegen die Zahnkünstler ist, zu sagen „lügenhaft

wie ein Zahnbrecher!“ An Stelle der Professoren der Fechtkunst würde ich reclamiren. Freilich ist's wahr, daß gewisse Liebhaber ebenso gut reclamiren könnten. Ich habe wenige Fechter getroffen — ohne denen zu nahe zu treten, die mich lesen — die nicht mindestens eine Niederlage von sich standhaft verleugneten. Und am Ende eine geleugnete Niederlage zählt nicht! Es ist leicht zu sagen „ich habe es nicht gefühlt!“ Und wenn wir Andern, wir dramatischen Schriftsteller durchfallen, können wir ja auch die Pfiffe annulliren, indem wir sagen: ich habe sie nicht gehört!“ Sobald sich dergleichen ereignet, tröstet man sich fechtend und den Erzählungen des Meisters lauschend.

Die Fechtkunst — ich bin keineswegs zu Ende — hat auch ihren unzweifelhaften Nutzen. Sie lehrt die Menschen beurtheilen. Den Degen in der Hand ist keine Täuschung möglich. Nach fünf Minuten heftigen Angriffs fällt der falsche Firniß der alltäglichen Heuchelei und rinnt mit dem Schweiß wie Schminke hin. An Stelle des artigen Weltmanns in gelben Handschuhen und conventioneller Sprache habt ihr den wirklichen Mann vor euch, bedacht oder närrisch, schwach oder fest, schlau oder naiv, aufrichtig oder treulos, die Seele zeigt sich nie besser als zwischen dem Gitter der Fechtmaske.

Ich zog eines Tags hieraus besondern Vortheil: ich focht mit einem großen Mäkler in Branntwein, Rum und Champagner. Vor dem Auflegen bot er mir seine Dienste für einige Lieferungen an und ich hätte sie beinahe angenommen. Nach geendetem Gang eilte ich zum Herrn des Hauses und sagte ihm: „Ich werde keine Champagnerweine von dem Herrn da kaufen. Warum? Sein Wein muß gefälscht sein — er thut lauter falsche Stöße!“

Nehmt mein Princip an und Ihr werdet es trefflich finden! Einige unter Euch sind schon verheirathet — werden eines Tages Töchter zu verheirathen haben. Wohlan, zeigt sich ein Bewerber, so verliert die Zeit nicht mit täuschenden Erkundigungen, sondern sagt zu

Eurem künftigen Schwiegersohn: Beliebt Ihnen ein Gang? Am Ende einer Viertelstunde werdet Ihr seinen Charakter sicherer kennen, als nach sechs Wochen Nachforschungen!

Endlich liebe ich die Fechtkunst, weil sie sich nicht erlernt. Arbeit, heiße Arbeit ist nothwendig für sie, genügt aber nicht; der Beruf muß da sein, man wird als Fechter geboren, wie man als Künstler geboren wird. Drum, das Noviziat einmal hinter sich, welch Entzücken! Ich zweifle, daß es einen einzigen Akt des äußern Lebens giebt, in dem der Mann eine vollere Daseinsempfindung hätte, als beim kräftigen Fechten.

Seht einen Fechter in Thätigkeit: jedes Glied, jede Muskel ist betheiligt, jedes in verschiedener Stellung zu verschiedenem Zweck! Während die Hand blitzschnell und leicht auf- und abfliegt und stets vorwärts geht, beugt der Körper sich zurück, die Beine sind kräftig gleich Stahlfedern zusammengezogen, bereit auszuspringen, sobald der Arm, sich erhebend, das Zeichen giebt. Alle Glieder gleichen gehorsamen Soldaten, denen der General sagt: Geht! haltet ein, stürmt los! Der General ist der Kopf, der stets sinnend, berechnend, wie auf einem wirklichen Schlachtfeld, mit einem Blitz des Auges die Fehler des Gegners erfaßt, ihm Fallen stellt, einen Scheinrückzug macht, um ihm Vertrauen zu geben, ihn dann durch einen blitzschnellen Angriff zurücktreibt, schließlich im Kleinen durch Contrequarten und Halbcirkel seinen Theil jener geschickten Maneuvres und strategischen Berechnungen verwirklicht, die man bei den Männern des Kriegs bewundert.

Und es gilt zu bedenken, daß diese complicirte Kunst, die den ganzen Körper in Anspruch nimmt, sich in Wirklichkeit zwischen der Spitze des Zeigefingers und des Daumens concentrirt.

Hier liegt die feinere Geschicklichkeit, die Meisterschaft, der Takt, die allein den überlegenen Fechter machen. Ist's nicht köstlich, zu sehen, wie alles Leben, alle Empfindung zwischen zwei Fingern zusammenströmt? Sie

zittern, sie zucken unter dem Druck des Eisens, welches das ihre berührt, als wenn ein electrischer Strom ihnen alle Bewegungen mittheilte. Die Unterstützung des Blicks ist dabei kaum nöthig, weil man mehr thut als den feindlichen Degen sehen, man spürt, berührt und beherrscht ihn durch das Gefühl, man könnte ihm mit verbundenen Augen folgen! Fügt zum magnetischen Genuß dieser Berührung das Blut hinzu, das in raschen Wellen durch die Adern strömt, das pochende Herz, die klopfenden Pulse, die schwellende Brust, die offnen Poren, denkt an das Glück seine Stärke zu fühlen, seine Geschwindigkeit zu verzehnfachen, denkt vor allem an die süßen Freuden und die herben Schmerzen der Eigenliebe, an das Entzücken zu schlagen, die Wuth geschlagen zu sein, an die tausend Wechselfälle eines Kampfes, der mit jedem geführten Stoß schließt und neu beginnt, und ihr werdet begreifen, daß die Uebung dieser Kunst ein völliger Rausch ist, von dem einzig die Leidenschaft des Spiels eine Vorstellung zu geben vermag.

Fügen wir nun einige Einzelheiten über die Fechtsäle und die Meister der Fechtkunst in Paris hinzu. Die Fechtkunst war seit vierzig Jahren der nämlichen Revolution unterworfen, wie die Poesie, die Musik und Malerei, sie hat ihre Romantik und ihre Parteikämpfe wie diese gehabt.

Der Charakter der alten Schule war die Regelmäßigkeit, die Grazie, die Eleganz. Diese Worte bezeichnen durchaus die Sache. Ein Fechter von ehemals durfte im Angriff nicht laufen, die stoßende Hand nicht zurückziehen, sich nie nachgeben, nie das Aeußerste wagen, nie in Halbstellung nach dem Angriff bleiben, nie sich Mann gegen Mann stellen, nie einen Parirschlag hinnehmen.

Die Fechtkunst war damals eine Kunst, die wie alle Künste das Schöne zum Object hatte.

Ganz anders war das System der neuen Schule, „treffen" war ihr einziger Zweck. Die Mittel verschlugen wenig, wenn das Resultat erreicht ward. Es war

mehr ein Kampf als eine Kunst, sein Programm umfaßte Alles, selbst das Häßliche. Man sah Fechter sich niederwerfen, dem Gegenstoß ausweichen, indem sie den Kopf zum Knie beugten, nach dem Leibe stoßen und zielen, jeden Stoß von unten herauf führen und alle Eigenschaften des Fechters auf eine einzige: verwirrende Schnelligkeit zurückführen.

Gomard und Charlemagne waren die beiden letzten Repräsentanten der alten Schule, Rousſel und Lozés die ersten der neuen. Ich habe in meiner Jugend die Ehre gehabt mit diesen vier Fechtern die Waffen zu kreuzen, und ich nehme keinen Anstand es auszusprechen, daß für mich, bei aller Anerkennung der unerreichten Schnelligkeit Lozé's, die Ueberlegenheit durchaus bei den Vertretern der alten Schule war. Die Fechtkunst lief Gefahr sich nicht wie die Poesie zu erneuern, sondern zu verlieren, mindestens als Kunst zu verlieren. Da erschien ein junger Mann, der die streitenden Eigenschaften beider Schulen vereinigte.

Alle Kenner haben schon den Namen Bertrand genannt. So blitzschnell als Lopés, so regelrecht als Gomard, entlehnte er von der Romantik die Kühnheit, die Eingebung, die Verwegenheiten des Augenblicks und bewachte gleichzeitig die Eleganz der Haltung, die Strenge der Parade, die Ueberlegung und das Wissen der alten Schule. Man darf sagen, daß er mit Cordelois und dem älteren Pons die Fechtkunst gerettet hat. In den Fechtmeistern, die ihm gefolgt sind, erscheinen die Ergebnisse dieser drei Schulen ein wenig gekreuzt.

Heute und unter dem lebenden Geschlecht giebt es vier Lehrer ersten Ranges: die Herren Robert der Aeltere, Gâtechair, Mimiague und Pons der Jüngere.

Robert hat eine Schnelligkeit der Hände, eine Sicherheit der Parade und eine Gewandtheit des Stoßes, die an Bertrand mahnen.

Gâtechair ist der akademischste der heutigen Meister, hat indeß etwas Theatralisches in seiner Eleganz und seiner schönen Haltung.

Mimiague ist fein, geschmeidig, einnehmend, von glücklicher Hand, ein Schmeichler mit dem Organ. Pons gleicht seinen kleinen Stoß durch Festigkeit, Sicherheit und hervorstechende Kaltblütigkeit aus, die ihn zu einem gefürchteten Kämpfer machen. Fragt man, welcher der beste dieser Professoren sei, so würde ich vorschlagen, die Probe des Themistocles zu wiederholen.

Vereinigt die vorzüglichsten Fechtmeister von Paris und sagt ihnen, daß sie die Namen der zwei besten Fechter auf ein Papier schreiben sollen:

Sie werden jeder eine Stimme für den ersten Platz haben: ihre eigene. Robert wird alle zweiten haben, woraus ich schließe, daß er der beste ist.

Ich wollte noch einige hervorragende Namen nennen: die Herren Mérignac, Jacob und Gras, junge Professoren mit großer Zukunft, die Herren Pellenc, Staat, Désiré Robert, der im Begriff steht, einen sehr ehrenvollen Platz zu erreichen, Manniès, der Mimiague heftig bekämpft, und endlich Desglas. Desglas ist ein höchst eigenthümlicher Fechter, er verwirrt die tüchtigsten Gegner, vertheidigt sich gegen viel stärkere Kämpfer, als er selbst, und dies Dank einer Eigenschaft, die keine scheint: der Langsamkeit, fügen wir hinzu, der mit Sicherheit vereinten Langsamkeit. Er setzt seine Stärke darin, sich nicht zu beeilen, er schläfert seinen Gegner ein, fascinirt, ätherisirt ihn. Er ist fast stets in ein Costüm von Nanking gekleidet, alles ist gelb an ihm, er hat gelben Teint, trägt gelbe Kleidung, seine Fechtkunst ist gelb. Man glaube nicht, daß ich einen Lehrer, den ich hochschätze, der einzig in seinem Genre ist, herabsetzen will, aber es giebt eben Leute, die roth fechten, andere, die schwarz fechten, wohlan: Desglas ficht — ich will das Wort nicht wiederholen!

Unter den Fechtsälen empfehle ich den Fremden die der emeritirten Professoren: den Saal Bonnets, des geschicktesten Degenkünstlers, den Club Pons des Aelteren, in dem man als Fechter nur mit Erlaubniß des Comités zugelassen wird, den artistischen Verein in der

Rue Choiseul, den hervorragende Liebhaber gegründet haben und den Hamel, ein junger glänzender Lehrer leitet, zu besuchen. Doch wird man mir verzeihen, wenn ich dem Saale des älteren Robert (Rue St. Marc Nr. 14) noch den Vorzug gebe. Er ist der einzige, der nahezu hundert Schüler zählt und in dem sieben Gänge auf einmal stattfinden können. Und mehr noch: ohne die Eigenschaften so hervorragender und feiner Fechter, wie die Herren Paskewisch, Borda und Vieyra, zu verkennen, kann man sagen, daß der Saal Robert's die besten Liebhaber der Kunst von Paris vereinigt; die Herren Ferry, Espeleta, Sacède, Borrel, Fain sind Schüler Robert's.

Nach all diesen Besuchen würde ich dem wahren Verehrer der Fechtkunst noch einen letzten in einer Vorstadt von Paris, Route d'Orleans Nr. 30, au Petit-Montrouge anrathen, um sich um eine Lehrstunde Bertrand's zu bemühen. Obgleich Bertrand nicht mehr jung ist, ist er doch voll Feuer und Frische. Er schlägt nicht mehr öffentlich, hält keinen Saal, aber ist noch Professor an der polytechnischen Schule, am Collége Rollin, und hat in der Stadt einige Schüler behalten, zu denen ich mich zu zählen die Ehre habe. Nun wohl: der Liebhaber, der sich bemüht, Bekanntschaft mit dem Brustlatz Bertrand's zu machen, wird erkennen, was für ein überlegener Meister er ist. Eine Fechtstunde von Bertrand empfangen, heißt von Victor Hugo über Poesie, von Alexander Dumas über dramatische Kunst sprechen hören. Von welchem, vom Vater oder vom Sohn? Von allen Beiden!

Uebersetzung von Ad. Stern.

Bälle und Conzerte

von

Champfleury.

In ihrer „Reise nach Paris“ erzählt Mrs. Beecher-Stowe von einem Besuche im Jardin Mabille und spricht mit Entzücken von der Anmuth der Tänzerinnen, der Eleganz der Tänzer und dem vollendeten Anstande, mit dem sie die Quadrillen ausgeführt; ein Urtheil, das im Munde einer Amerikanerin, der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ der Beachtung werth ist.

Müßte dies Urtheil jene Schwarzseher, die in jedem Schauspiel und in jedem Vergnügen die Spur des Verfalls unserer Nation erblicken, nicht zum Nachdenken bringen?

Da wir Frankreich nur selten verlassen, haben wir keine Gelegenheit, unsere Sitten mit denen der Nachbaren zu vergleichen und trotz aller nationalen Eigenliebe sind wir geneigt, Vergnügungen zu verlästern, die von den Fremden mit vorurtheilsfreieren Blicken angesehen werden. Dies ist besonders mit dem Tanz der Fall, der sie schnell in einige Eigenthümlichkeiten des Pariser Wesens einweiht.

So erklärt sichs auch, wie die Puritanerin — die nur einmal Notizen über die Einrichtungen des fremden Landes und die Sitten seiner Bewohner sammelte — dazu gekommen ist, die Pariser Jugend bei ihren Vergnügungen zu belauschen. Mabille war für sie ein Unterrichtsmittel.

Und während die ernsten Leute hier nur auf- und abgehen, finden die Leichtsinnigen hier ihr Vergnügen, und besonders bemerklich machen sich diejenigen, die nicht alt werden wollen und sich am Feuer des Tanzes erwärmen.

Diese Gärten sind das Opernhaus des Frühlings, die Bäume sind die Coulissen; die frische Luft ist sicherlich dem ungesunden Hauch der Gasflammen vorzuziehen

und das Balletcorps von Mabille hat in der Ungebundenheit und Reichhaltigkeit seiner Leistungen die schulgerechte Organisation der Akademie de Musique nicht zu beneiden.

Der Moralist mag die Tänzerinnen bedauern und den Beruf beklagen, den sie gewählt. Moncrif, der, umgeben von den Balletmädchen der großen Oper, sterben wollte, würde zur Antwort geben, daß das Vergnügen eins der Gebote der Civilisation ist und daß, Laster gegen Laster gerechnet, das der Pariser Galanterie — wenn diese überhaupt als Laster bezeichnet werden darf — im Vergleich zu den rohen Genüssen unserer Nachbaren, etwas Diskretes und Verhülltes hat.

Damit wollen wir nicht etwa Mademoiselle Mogador absolviren oder ihr den Tugendpreis zuerkennen. Die Unglückliche hat ihre Sünden gebeichtet und ihr späteres Leben ist traurig gewesen — trauriger vielleicht, als das der armen Pomaré, die an der Auszehrung starb und deren Grabschrift statt auf einem Denkstein, auf dem Titel eines Buches steht und folgendermaßen lautet:

„Reise um Pomaré, von Polkas, Cancans und aller andern Cachuchas Gnaden Königin von Mabille, Fürstin des Ranelagh und Großherzogin der Chaumière."

Wie oft haben diese Frauen schwer für ihren Ruhm gebüßt. Wie oft ist ihr reiches Mobiliar dem Auktionshammer verfallen; wie oft sind ihre Diamanten dem Leihhause zur Beute geworden! Und sind die Unglücklichen nicht zu beklagen, wenn Armuth dem Reichthum, frühes Alter der schnell erschöpften Jugend, Verlassenheit der Bewunderung, Ekel dem Vergnügen gefolgt ist?

Der allgemeine Untergang, den uns Einige nachzuweisen suchen, ist nur der Untergang einzelner Persönlichkeiten.

Ich habe hier zwei Frauen genannt, deren Blüthezeit um etwa 20 Jahre zurückliegt. Damals war die Zeit der großen Tanz-Berühmtheiten — eine Mode, die vorüber ist. Den Tänzerinnen, so anmuthig sie auch sein mögen, werden keine Altäre mehr errichtet.

Alles hat sich verändert, selbst der Robert Macaire und der Chahut, die jetzt wegen ihren Obscönitäten aus den Spelunken der Barriere vertrieben werden würden. Die Grundlagen des heutigen Tanzes sind einige spanische Traditionen und eine Gymnastik, welche durch die Mode der Crinoline begünstigt wird. Beim Tanzen den einen Fuß in die Hand zu nehmen, ist für die Damen der öffentlichen Bälle der erste Schritt zum Erfolg. Die Choregraphie liegt nur noch in den Beinen und Restif de la Bretonne, der Anbeter kleiner Füße, würde nicht Worte genug finden, die Aschelbrödel-Stiefelchen der Tänzerinnen zu preisen.

Die Beinschwenkungen sind eine Haupt- und Staats-Action geworden, die man erst nach langen Studien vollbringen lernt. Wie viele ehrsame englische Familien, Vater, Mutter und Töchter wohnen diesen Mabille-Turnieren bei und wundern sich über die Vereinigung von Kunst und Anstand in diesen kühnen Stellungen.

1865 kam der Direktor des Chateau-Rouge auf den Einfall an seine Habitués Preise zu vertheilen. Die Tänzer bekamen Uhren, die Tänzerinnen seidne Kleider. Aber das Resultat war kein günstiges, denn der Neid gab zu heftigen Streitigkeiten Veranlassung und doch war der Einfall gar nicht schlecht. Man kommt vielleicht darauf zurück, wenn ein Geschäftsmann zu der Einsicht gelangt, daß solche Bälle nie zuviel verschiedne und überraschende Elemente enthalten können. Wäre es nicht zweckmäßig, alle Schönheiten Europas an diesen Orten zusammen zu rufen und die Frauen des Orients denen des Occidents gegenüber zu stellen?

Die Philosophen des Alterthums haben die Courtisanen nicht zurückgestoßen. Daß diese die Lehren eines Sokrates und Platon immer verstanden hatten, ist nicht bewiesen; aber sie versuchten wenigstens sie zu verstehen und das ist auch schon ein Resultat. Die Erziehung der französischen Tänzerinnen erfolgt durch ein Bildungsmittel, das mit ihrer Empfindungsweise besser im Einklange steht: durch die Musik.

In den Winter-Casinos hören sie täglich Fragmente von Beethoven, Weber, Mendelssohn und Wagner und obwohl sie mit der Liebe Handel treiben, dürfen wir annehmen, daß ihre Ohren ebenso nachhaltige Eindrücke von den Harmonien empfangen, als von den Korallen, die in diesen Ohren befestigt sind.

Die Musik solcher Orte ist durchaus nicht zu verachten. Der ältere Musard hat den Gebrauch eingeführt, die Françaisen mit Bruchstücken aus beliebten Opern zu verzieren und die französischen und italienischen Componisten liefern eine Fülle leichter Melodien, die wie für den Tanz gemacht sind.

Und welcher Murrkopf würde nicht durch Wiener Galopp's und Polka's bezwungen? Poetische Naturen aber erinnern sich gewiß des Componisten Olivier Métra, der das Orchester des Jardin Mabille dirigirte und allerhand capriciöse Melancholien in seinen Walzern verflocht, welche Brüder der Schöpfungen eines Lanner, Strauß oder Gungl zu sein schienen.

Die Musik übt einen großen Einfluß auf die Pariserin, die im Vergleich zu den Frauen anderer Nationen dasselbe ist, wie im Handel der „Article Paris" im Vergleich zu den Waaren des Auslandes. Das Leben der Hauptstadt, — durch dessen Wogen die Menschen geglättet werden, wie die Kieselsteine im Meere, — wirkt besonders auf die Frauen.

Für sie wird Alles Unterricht, Bildungs- und Erziehungsmittel, sie mögen hören, empfinden, athmen oder sehen.

Eine der vorhin erwähnten Schönen, die etwas stolz auf ihren neuen Luxus war — sie hatte sich zum ersten Mal einen Monats-Wagen gemiethet — hörte einen Gamin mit seiner Vorstadts-Betonung sagen: „Macht die einen Lärm mit ihrer Vierzig-Sous-Equipage!" Es galt, sich dem Ton des Gassenjungen anzupassen. „Lassen Sie meinen Kasten vorfahren," sagte die Tänzerin zum Commissionär, und der „Kasten" entwaffnete den Widersacher.

Wir machen keinen Anspruch darauf, in dieser flüchtigen Skizze alle pariser Bälle die Revue passiren zu lassen, oder die Tänzerinnen der verschiedenen Breitengrade der Hauptstadt zu vergleichen. Es würden dabei zu viel kleine Specialitäten zu berücksichtigen sein.

Mabille ist das Sommer-Casino, wie das Casino im Winter Mabille. Das weibliche Personal ist durchaus dasselbe, aber der Spaziergang unter den Bäumen von Mabille erlaubt auch bedeutendern Persönlichkeiten sich hier zu zeigen. So machte sich hier in den letzten Jahren der jetzt verstorbene General-Prokurator Dupin bemerklich, der sich von seiner Haushälterin führen ließ. Vielleicht sammelte er — aber mit welchem Augenzwinkern! — Material zu einem Appendix für seine Rede über den Luxus der Frauen.

Diese Etablissements haben ihre auserwählten Tage. Donnerstags ziehen die Tänzerinnen nach dem linken Seineufer. An diesem Tage ist es (verhältnißmäßig) bon ton, sich in der Closerie des Lilas, sonst Jardin Bullier genannt, zu zeigen. Die Tänzerinnen erfrischen sich hier an der Jugend der Universität und begnügen sich zum Souper mit einer Semmel und einer Tasse Milch, sie, die sonst die Krebssuppen der besten Restaurants mit Verachtung behandeln.

In der Closerie des Lilas herrscht die Freude ohne alle Nebengedanken, denn selbst diese Damen gehen nicht in der Absicht dahin, „Geschäfte zu machen."

Hier giebt sich die ausgelassene Jugend des Quartier Latin mit solchem Feuer der Lust des Tanzes hin, die Freude ist so laut, die Liebeserklärungen sind so stürmisch, daß sich die Tänzerinnen durch ihr Vergnügen reichlich belohnt fühlen.

Hier springt die Zukunft Frankreichs herum; die Zukunft der Armen, des Gerichtssaales, des Parkets, der Wissenschaft, der Kunst und Literatur. Alle Berühmtheiten der Poesie, der Malerei, der Arzneikunde, der Rechtswissenschaft haben diese Schwelle überschritten. Die Maler zeichnen hier die Bilder ihrer Musetten und

junge Leute, die Alfred de Mussets Nebenbuhler werden wollen, reimen Couplets, die etwa folgendermaßen lauten:

„Irma, holdes Schiffermädchen,
Mancher Studio
Seufzet stumm an Deiner Seite,
Und das macht ihn froh!“

Die Closerie des Lilas ist in Wahrheit ein bezaubernder Aufenthalt für die Tänzerinnen, denen so süße Poesien geweiht sind. Werden nicht ihre Namen durch kleine Biographien, die man unter den Arkaden des Odeon verkauft, unsterblich gemacht? Lustige Memoiren, an denen mehr als ein berühmter Publizist mitgearbeitet hat. Freilich wird er sich später, inmitten einer politischen Laufbahn, kaum noch daran erinnern, daß er einst die Biographie von Mademoiselle Louise Voyageur unterzeichnete.

In Mabille werden die Männer von einer ernstern Seite beurtheilt. Eine Jugend, die nur von Liebe und frischem Wasser lebt, hat dort nichts zu suchen und die Herrn, denen die Natur einen dicken Bauch gegeben hat, brauchen denselben beim Eintritt nicht abzulegen. Im Gegentheil, wenn sich dieser Bauch mit Ringen an den Fingern, einem Diamanten als Hemdknopf und rothen Ohren vereinigt, wird der Träger desselben Gegenstand der liebenswürdigsten Koketterien. In Mabille ist auch Niemand genöthigt französisch zu sprechen. Engländer, Araber, Amerikaner und Spanier haben vielmehr noch einen Vortheil von ihrer schlechten Aussprache. Sie werden sofort bemerkt, beobachtet und sind die Helden des Abends. Ein Walache gilt in Mabille unabänderlich für einen Fürsten und ein Brasilianer wird junge Schönheiten in Menge finden, die sich bereit erklären, seine fürchterlichsten Anfälle von Eifersucht zu ertragen.

O Ball von Saint-Cloud, du Freude der Familien! O Tivoli, süße Erinnerung der Provinz-Bewohner! Ihr erscheint mir mit Euern ehrbaren, kleinbürgerlichen Hecken, unter denen sich ein Brasilianer von 1866 tödlich langweilen würde.

Ist dabei nicht auf die Einflüsse der Zeit Rücksicht zu nehmen? Es giebt Epochen, die so von einem tugendhaft grauen Stil beherrscht sind, daß jede Beschreibung, die wir davon hören, grau und tugendhaft klingt. War aber der Ball von Saint-Cloud, Zeitgenosse der anständigen Romane, von August Lafontaine für die Reinheit der Sitten günstiger, als der Ball von Asnières?

Wenn ich mich in die Zeit zurückversetze, wo das Spiel, die Unzucht und der Selbstmord in den Galeries de Bois des Palais Royal ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, möchte ich das bezweifeln.

Die jetzige Zeit hat nicht nur eine Vorliebe für das Realistische, sie übertreibt es noch und giebt ihm eine dunklere Färbung.

. . . „Hier öffnen sich, mit langen Gallerien voll Licht und Bewegung, die Valentinos, Cassinos, Prados (ehemals Tivolis, Idalias, Folies und Paphos) wahre Capharnaums, in denen sich der Uebermuth einer müßigen Jugend den Zügel schießen läßt. Frauen, welche die Mode bis zur Unschönheit übertreiben, fegen den Boden mit ihren Schleppen oder dem Zipfel ihrer Shwals. Sie kommen und gehen mit dem verwunderten Blick der Thiere und scheinen Nichts zu sehen, während sie doch Alles beobachten.

. . . . . .

„Die Schönheit dieser Kreise hat eine herausfordernde und barbarische Mode geschaffen; zuweilen ahmt sie auch mit mehr oder weniger Glück die Einfachheit der guten Gesellschaft nach. Sie geht, gleitet, tanzt und wogt dahin mit dem Gewicht ihrer gestickten Röcke die ihr zugleich als Piedestal und Ballast dienen. Ihr Blick dringt unter dem Hute hervor, wie der eines Bildes aus dem Rahmen. Sie ist die Repräsentation des wilden Elements, das in der Civilisation zurückgeblieben; sie besitzt die Schönheit, die dem Bösen entspringt, die jedes geistigen Reizes entbehrt, aber zuweilen mit einer Ermüdung gepaart ist, die ihr den Anschein der Melancholie verleiht. Ihr Blick irrt in die Weite,

wie der des Raubthiers; es ist dieselbe Unbestimmtheit, dieselbe indolente Zerstreuung und dann wieder dieselbe concentrirte Aufmerksamkeit. Sie ist der Typus eines Zigeunerthums, das an den Grenzen der geordneten Gesellschaft umherirrt und die Spuren ihres Lebens, das ein Leben der List und des Kampfes ist, sind trotz ihrer künstlichen Hülle zu erkennen."

Das ist sicherlich gut gesagt, auch fehlt es der Skizze nicht an einer gewissen Wahrheit. Aber es ist die düstre Wahrheit, die den Dichter der „Blumen der Sünde" charakterisirt.

Der Dichter hat diese launenhaften, koketten Geschöpfe (sind sie doch Frauen!) — die den Tanz um des Tanzes willen lieben, sich an ihren eignen Bewegungen erfreuen, die Mode zwingen, ihren Eingebungen zu folgen, dem Auslande als Dolmetscher dienen, indem sie die choregraphischen Neuerungen in die Ferne tragen und die nur selten dem frühen Grabe entgehen, weil der Tod von ihnen wie von den Vestalinnen für das erloschne Feuer der Jungfräulichkeit Rechenschaft verlangt, — nicht richtig gesehen. Wenn ihm Mimi Pinson begegnete, ein Typus, der noch immer existirt (freilich muß man ihn zu entdecken wissen), würde er sie zu einfach und zu naiv finden. Was er aufsucht, sind die groben, bestialischen Laster.

„Unter diesen Frauen", sagt er, „sind Einige von entsetzlicher Eitelkeit und ihre Haltung wie ihre Blicke verrathen eine kecke Lust des Daseins. (Wirklich? wie so denn?) Zuweilen finden sie ganz ungesucht Stellungen von einer Kühnheit und einem Adel, die dem anspruchvollsten Bildhauer genügen müßten, wenn die Bildhauer der Neuzeit den Muth hätten, das Schöne überall wo es sich zeigt, auch im Schmutze zu erfassen. Ein anderes Mal zeigen sie sich wieder in der nachlässigsten Haltung. Mit dem Ausdruck der Langenweile, mit Wirthshaus-Manieren von wahrhaft männlichem Cynismus, rauchen sie ihre Cigarre, oder strecken sich auf ein Sopha, während die Krinoline nach vorne

und hinten wie ein Doppelfächer aufbauscht, oder sie hocken schwerfällig und stumm, mit blödsinnigen Mienen und Augen die vom Brantwein verglast sind, auf Tabourets und Stühlen."

Ist dies nun nicht übertriebene Schilderung der Tänzerinnen und scheint sie der Dichter nicht vorzugsweise in den traurigen Compositionen des alten Guys' studirt zu haben?

Gewiß ist übrigens, daß die Tänzerinnen, je mehr Luxus sie erwerben, um so mehr von ihrer besten Mitgift, der Heiterkeit einbüßen. In dieser Beziehung ist die Stufenleiter der Bälle sehr bezeichnend Wer vom Ball Dourlans nach der Reine Blanche, und vom Elysée Montmartre nach dem Ball von Belleville geht, wird nacheinander Schichten von Kammerfrauen und Bedienten, Commis und Arbeiterinnen, Farbenreibern und Modellen finden, eine Menge unklassifizirter und nicht zu klassifizirenden Wesen, die man wohl thut, ungestört zu lassen, um den höchsten dieser Bälle (den höchsten seiner Lage nach) den Ball des Sees von Saint-Fargeau auf den Hügeln von Chaumont zu besuchen.

Hier würde Paul de Kock, wenn er Sonntag Abends von seinem Häuschen in Romainville zurückkehrt, seine Lieblingsheldin, die Grisette, wiederfinden. Aus den Armen ihres Tänzers springt sie in den Kahn, denn man schifft zur Abkühlung mitten im Balllokale spatzieren und Weingeländer beschatten Avenüen, zu denen ein mit Muscheln geschmückter Portikus führt. Der eine derselben trägt auf seinem Fronton den Namen Béranger, der andere den des Verfassers von „Mein Nachbar Raimund". Hier glaubt man noch an März-Bier, an Liebesgeschichten, an Croquetts und die Bavaroise*) erscheint als Beweis eines unerhörten Luxus. Hier singt und tanzt eine Jugend, die morgen wieder fröhlich an die Arbeit geht, es wäre denn, daß der Montag dem Café-concert gehörte.

---

*) Bavaroise: Thee mit Cappillär-Syrup. A. d. Uebers.

Bälle und Café-Concerte sind nahe verwandt. Die Letzteren sind eine Unterhaltung des Volkes, das hier die neuen Lieder lernt, mit denen es seine Arbeitsstunden erheitert.

Daß in diesen Cafés widerwärtige Persönlichkeiten eine hervorragende Rolle spielen, ist nicht zu leugnen. Aber wer hat sie in die Mode gebracht? wer spendet ihnen Beifall? wer verkehrt auf vertrautem Fuße mit diesen Sängerinnen, die nur der Pinsel eines Ribeira idealisiren könnte, des großen Idealisten des Blödsinns und der Unsauberkeit. Sind es nicht die Frauen der großen Welt? Von Launen und Langerweile getrieben, sagen sie zu irgend einer Viehmagd: „Du sollst die Königin der Café-Conzerte sein, denn Du wirst mich nicht durch Deine Schönheit demüthigen!“

Uebersetzung von Claire v. Glümer.

Der Schlummer von Paris

von

Henry de Pène.

Von dem Schlaf von Paris sprechen, ist ebenso widersinnig, als wenn man von dem Wohlwollen der Furien reden wollte, die von den Griechen höflicherweise Eumeniden genannt wurden.

Der echte Pariser schläft nicht, oder doch nur sehr wenig. Es ist dies eins der Merkmale, an denen man ihn erkennt. Nachtschwärmer, Lebemänner, Spieler und Schwelger, die sich gegen die classische Ruhe der Nacht auflehnen, giebt es auch an andern Orten; auch in andern Städten giebt es Diebe und „Demoiselles“, welche nach dem boshaften Ausspruche Balzac's „ihr Tagewerk Nachts verrichten;“ was man aber einzig und allein in Paris und sonst nirgend findet, sind die verheiratheten, soliden, friedlichen und rechtschaffenen Leute,

deren eigentliches Leben Abends gegen zehn Uhr beginnt und gegen drei Uhr Morgens, ja oft noch später, erlischt.

Vor einiger Zeit gab man im Théâtre-Lyrique den „Freischütz.“ In meiner Loge saß ein Deutscher. „Bei uns“, sagte er, als der Vorhang sich gegen halb neun Uhr erhob, „bei uns würde die Oper jetzt zu Ende sein. Man ißt um diese Zeit zu Abend und legt sich dann nieder.“ Für den Pariser hatte der Abend kaum begonnen.

Man thut in Paris Alles schneller als andern Orts, was keineswegs verhindert, daß man überall zu spät kommt, denn Jedermann hat zu viel zu thun. Namentlich sind die Müßigen mit Arbeit überhäuft. Die Müßigen und die hübschen Frauen sind niemals fertig. Und gerade diese liebenswürdige Menschenklasse ist es, von welcher die Welt ihre Gesetze empfängt, welche das Diner auf halb acht Uhr feststellt, das Schauspiel auf neun Uhr, den Anfang der Bälle auf Mitternacht, das Souper auf drei oder vier Uhr Morgens. Der Schlaf kommt später, wenn überhaupt Zeit dazu bleibt, denn es ist wohl zu bemerken, daß man in Paris nicht spät aufsteht.

Wenn wir in der Shakespeare'schen Tragödie Macbeth sehen, als er eben Duncan getödtet hat und die Arme in die Höhe werfend, ausruft: „Mir war, als rief es: Schlaft nicht mehr ... Macbeth mordet den Schlaf! Ihn, den unschuldigen Schlaf; Schlaf, der des Grams verworr'n Gespinnst entwirrt, den Tod von jedem Lebenstag, das Bad der wunden Müh', den Balsam kranker Seelen, den zweiten Gang im Gastmahl der Natur, das nährendste Gericht beim Fest des Lebens,“ so bewundert man den großen englischen Poeten, aber man wundert sich, wenn man ein echter Pariser ist, daß dieser Macbeth so viel Lärm um seinen verlornen Schlaf macht. Wer schläft denn überhaupt? Schläfst Du, lieber Leser? Schlafe ich etwa? Und gleichwohl haben wir, so viel ich weiß, Duncan nicht gemordet!

So beständig gezwungen, im Wachen das Höchste zu leisten, erklärt sich der Pariser dann und wann für besiegt und bittet um eine Stunde Waffenstillstand. Die Pariserin niemals!

Die „schöne Frau" übt und duldet hier zugleich eine ziemlich wunderliche Tyrannei; man trägt eben so viele Ketten, als man andern anlegt. Alle Welt gehorcht diesen Herrscherinnen, aber sie müssen auch stets zu Befehl ihrer Unterthanen sein. Nehmen sie einmal einen Rang ein, sind sie classifizirt, bezeichnet und eingerangirt, so haben sie auch nicht mehr das Recht, sich einen Moment Ruhe zu gönnen. Um den Ansprüchen dieser vielbeneideten und schrecklichen Stellung zu genügen, ist es wenigstens ebenso nöthig, seine Seelenkräfte zu prüfen, wie die Linien seines Gesichts. Eine hübsche Frau, wie ich sie meine, eine von denen, die man in dem Jargon von gestern, der heute schon nicht mehr Mode ist, je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung bald „cocodètes", bald „cocottes" nannte, darf vielleicht, vom Standpunkte des absolut Schönen betrachtet, beinahe häßlich sein, aber sie muß einen Körper von Stahl haben, um alle Uebungen des Sport auszuhalten und allen Nachtwachen zu trotzen. Man kann eine zu lange Nase und einen unregelmäßig geschnittenen Mund haben und dennoch seinen Platz in dem Generalstabe der Pariser Schönheiten sehr gut behaupten, aber darauf verzichten, im Frühling bei den Rennen, oder im Winter, sobald der Frost erlaubt oder gebietet, Schlittschuh anzuschnallen, im Bois de Boulogne zu erscheinen, bei diesem Ball, bei jener Theatervorstellung, bei gewissen Soupers, Land- oder Spielpartien zu fehlen, das würde heißen, seinen Abschied fordern und seinen Degen abgeben. Es ist etwas von der Kraft und Geschmeidigkeit des Clown in allen diesen äußerlich so zarten Geschöpfen, welche die Vorposten der Pariser Civilisation bilden.

Nun dürfte man vielleicht meinen, daß man bei diesem Leben schneller alt werden müßte, als sonst?

Das ist ein Irrthum. Der Pariser conservirt sich in seinem Schmelzofen von brennenden Sorgen und erhitzenden Vergnügungen, bei einer jeden Tag gesteigerten Temperatur viel besser als der Provinzbewohner im Schatten seines stillen Häuschen. Man erlaube mir einen sehr trivialen Vergleich: Der Mann, welcher marschirt und sich den ganzen Tag bewegt, trägt seinen Rock und das Kleidungsstück, für welches die englische Sprache keinen Namen hat, weniger schnell ab, als der ruhige Arbeiter, welcher den ganzen Tag vor seinem Schreibzeuge sitzt, oder der Müßiggänger, welcher in seinem Lehnstuhl bleibt, wie eine Schnecke in ihrem Gehäuse. Der Schreibtisch und der Platz am Kamin nutzen die Stoffe, in die wir uns kleiden, viel schneller ab, als die frische Luft, das Kommen und Gehen, schneller selbst, als heftige Bewegungen. Letztere können Risse hervorbringen, aber man näht dieselben zu. Ebenso ist es hier, wo es sich nicht um die Nähte handelt, mit denen wir bedeckt sind, sondern nur um die Abnutzung des Stoffes, aus dem der menschliche Körper gemacht ist. Monotonie und Langeweile sind die ärgsten Zerstörer und sie verrichten ihr Werk ganz in der Stille, wie die Ameisen. Das Gebäude ist äußerlich durch nichts erschüttert. Es war vor allen großen Stürmen geschützt, ist auf festen, zuverlässigen Grund gebaut — aber es ist unterminirt und eines Tages bricht das Sparrenwerk zusammen, als wäre es von trockener Fäulniß zerfressen.

Dasselbe geschieht sehr oft bei den Bewohnern der Provinz, die im Vergleich zu den ruhelosen Parisern ein sehr stilles Leben führen. Wenn ich Bekannten begegne, die, obgleich noch jung, dennoch bereits alt geworden sind, seitdem sie einen Hafen vor den pariser Stürmen gesucht und gefunden, so wundern wir uns Beide. Sie sind geneigt zu glauben, daß wir uns mit Hülfe irgend eines Geheimmittels conserviren, das trotz Telegraph und Eisenbahn noch nicht bis zu ihnen gedrungen ist. Unser Geheimniß ist indessen ein sehr einfaches: wir werden

nicht alt, weil wir keine Zeit dazu haben. Ein Schritt weiter in dieser Richtung und ich glaube wirklich, daß man nicht mehr Muße finden wird zu sterben. Wenn es war ist, daß in den ersten zwei oder drei Tagen nach der Februarrevolution zum ersten Male nicht ein einziger Todesfall in unsrer ungeheuern Stadt vorkam, so ist das ein schlagender Beweis für die Macht, welche das Interesse an den uns umgebenden Vorkommnissen auszuüben vermag.

Die Langeweile — das ist der Feind; und ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie man sich in Paris langweilen sollte. Man müßte viel guten Willen besitzen und die Waare ganz expreß für sich fabriziren lassen, denn unter den feilgebotenen, gangbaren Artikeln ist sie nicht. Ich bin kein Fanatiker der Zeit, in der ich lebe und weiß recht gut, was wir uns aus andern Zeiten wünschen könnten, aber wenn es nicht wirkliches Leben ist, was uns vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen umgiebt, so ist es wenigstens die berauschendste Zerstreuung. Man hat hier keine Spirituosen nöthig. Die Luft selbst die man athmet, ist aufregend. Am Tage möchten wir an zehn Orten zugleich sein. Es giebt keine so abgegrenzten Existenzen mehr, wie früher, wo die einen nur für die Arbeit, die Andern nur für das Nichtsthun lebten. Jeden versucht das Vergnügen, und Jeder versucht sich in der Arbeit. Man beschleunigt das Vergnügen, um die Arbeit nicht zu versäumen und arbeitet im Galopp, um desto schneller wieder zum Vergnügen zu kommen.

Der Pariser athmet nur bei einbrechender Nacht einmal auf; glücklich der, welcher zwischen den beiden Hälften seines vierundzwanzigstündigen Tagewerks eine halbe Stunde findet, um sich zu erfrischen, indem er Sattel und Zeug wechselt. Die Einen ziehen sich im Club um, weil sie nicht Zeit haben, nach Hause zurückzukehren, die Andern gehen nach Hause und diktiren, während sie sich umkleiden, Briefe, geben Audienzen oder lesen Bücher, die ausnahmsweise einmal gelesen werden müssen. Einer

unsrer Freunde sagte uns neulich, daß er seit zehn Jahren keinen andern Augenblick Zeit gefunden zu lesen, als bei der Toilette.

Man dinirt sehr spät und — für Leute, die sich eigentlich täglich nur einmal der Gabel bedienen — sehr mäßig. Mag der Pariser bei einem Restaurant, zu Haus oder bei Freunden speisen, so beherrscht, bis auf einige Nüancen, doch immer dasselbe Prinzip seinen Tisch oder seinen Hunger. Eine Sitte der neuen Zeit ist der schwarze Anzug für den Abend, selbst dann, wenn die Umstände ihn nicht gebieterisch zu fordern scheinen. Das Militär trägt im Felde stets die Uniform und seitdem das Leben ein Kampf ohne Waffenstillstand geworden ist, legen auch die Civilisten die Rüstung nicht mehr ab. Jeden Abend im schwarzen Anzug, lautet die Parole. Und mit wie vielen Medaillen würden diese Fracks bedeckt sein, wenn der Werth des einfachen „Pékin“*) zur Geltung käme und die Campagnen des Weltlebens uns in Anrechnung gebracht würden!

Es mögen etwa zwölf bis fünfzehn Jahre her sein, daß der, welcher diese Zeilen über das pariser Leben auf's Papier wirft, sich von den Bänken des Collège auf die Plätze der ersten Vorstellungen hinüberschwang. Und gerade damals ging ein Schrei des Entsetzens durch das Land, weil die im Opernhause stattfindenden Sonnabendsbälle zu so ungehöriger Stunde, nämlich um Mitternacht, begannen, gleichsam als ob man durch die Wahl der Gespensterstunde die Schandthaten andeuten wollte, die unter dem Commando des Strauß'schen Violinenbogens begangen werden sollten. — Jetzt ist Mitternacht die ganz gewöhnliche und natürliche Stunde, zu welcher die Bälle anfangen. Man hat vorher Zeit gehabt, eine oder zwei Visiten zu machen, seine Journale zu lesen, seine Cigarre zu rauchen, ein Theater zu besuchen. Es

---

*) Pekin, etwa gleichbedeutend mit unsrem Philister, und von den Militärs zur Bezeichnung der Civilisten gebraucht.
A. d. Uebers.

giebt keinen Wohlthätigkeitsball der vor Mitternacht seinen Anfang nähme. Eure Mütter und Schwestern haben gar keine Ursache mehr, sich über Eure Nachtschwärmereien zu entsetzen, wenn sie selbst nicht eher zu den Soiréen der Minister oder zu ihren Freunden gehen.

Der Ball im Opernhause ist eine der lebhaftesten Manifestationen des pariser Fiebers geblieben. Man spricht alljährlich von dem Herunterkommen desselben, aber man darf dieser Klage nicht allzuviel Gewicht beilegen. Das Wort herunterkommen läßt sich überhaupt nicht gut auf eine Sache anwenden, deren Natur selbst das Niedrige ist. Die Männer mit Handschuhen und die wenigen feinen Damen, welche unter ihren Masken verborgen dorthin gehen, um ein unedles, ihnen fremdes Element einzuathmen, würden nicht finden was sie suchen, wenn dies Niedrige dort nicht vorhanden wäre. Unter allen Odeurs des nächtlichen Paris, unter allen Formen seines sogenannten Schlafes sind diese Opernbälle die stärksten. Sie sind ein Mischmasch aller Alter, aller Klassen, aller Stellungen, aller Vermögensabstufungen, alles Elends. Der Edelmann befindet sich hier in Gesellschaft seines Schneiders, seines Schusters, seines Friseurs und seiner Wäscherin. Dies Durcheinander hat indessen, wie es scheint, seine Reize, die ich nicht abläugnen möchte. Und man darf nicht glauben, daß sich in den Salons, die als die exclusivsten bekannt sind, nicht eben so schreiende Gegensätze zusammenfänden. Oder ist es vielleicht weniger empörend, wenn eine Lilie von Reinheit sich an der Seite einer Herzogin von Maufrigneuse niedersetzt, deren Abenteuer an allen vier Ecken der pariser Clubs bekannt sind? Und doch tolerirt man das.

Was würde überhaupt aus der Welt ohne Toleranz?

Werden die Opernhausbälle die gegenwärtige Oper überleben? Werden sie Meyerbeer, Rossini, Auber in das neue ungeheure Gebäude folgen, das der Architekt Garnier in diesem Moment erbaut? „So fragt man sich?“ heißt es jetzt seit die „guten Landleute“ Sardou's

das stereotype „That in the question“ des Prinzen von Dänemark verdrängt haben.

Sicher ist, daß Strauß, der Dirigent des Orchesters für die Hofbälle, sowie Dirigent und Pächter der Opernhausbälle ist, seinen Contrakt mit der Administration der kaiserlichen Musik-Akademie nur bis 1870 abgeschlossen hat, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, wo muthmaßlich das neue Opernhaus eröffnet wird. Sollte dasselbe eher fertig werden, so würde das Privilegium des Herrn Strauß ohne Weiteres erloschen sein. Man hat den jungfräulichen Prachtbau, der sich neben dem „Grand-Hôtel“ erhebt, nicht im Voraus den Saturnalien der Carneval-Sonnabende weihen wollen. Und dennoch vermag ich nicht, an den Tod dieser Opernhausbälle zu glauben. Schon im Jahre 1851, nach dem Staatsstreiche, sprach man davon, sie zu unterdrücken; die Verwendung einer mächtigen Persönlichkeit, gegen deren Wunsch sich keine Einsprache erheben ließ, rettete sie. Die damaligen Minister wünschten einstimmig das Todesurtheil dieser Bälle zu unterzeichnen und brachten dafür Gründe ganz ähnlicher Art vor, wie diejenigen, auf welche hin man unter der Juliregierung die pariser Spielhäuser schloß.

Indessen sprachen doch ganz bedeutende Ziffern für die Aufrechterhaltung der Opernhausbälle.

Seit December 1854 bis zur letzten Saison, also während der letzten zwölf Carnevals, welche Strauß, dessen Name Walzer bedeutet, dirigirte, hat die Administration der Bälle an die Casse der Oper 637,345 Fr. 45 Cent., an die Hospitäler 283,629 Fr. 10 Cent. gezahlt. Wir führen, um genau zu sein, selbst die Centimen an. Während dieser zwölf Jahre haben zweiundvierzig Bälle stattgefunden und jeder derselben hat im Durchschnitt 15,092 Fr. eingebracht. Und da wir einmal bei den Ziffern sind, wollen wir auch die Zahl der Personen angeben, die für diese Bälle beschäftigt waren — es sind nicht weniger als 5,500. Nicht zu gedenken der Mehreinnahmen, welche in die Taschen der Restau-

rateure, des Costümiers, der Handschuhnäherin und selbst in die des Schuhputzers an der Ecke fließen. Sogar die Leihhäuser haben diesen Lustbarkeiten eine Kerze anzuzünden, denn sie geben dem Geschäft jedesmal einen größern Aufschwung.

Die Bedingungen des Herrn Strauß sind folgende: 52,000 Fr. jährlichen Pachtzins, der auch dann gezahlt werden muß, wenn die Einnahmen die Ausgaben nicht decken; übersteigt aber der Profit eine gewisse Summe, so kommt der Oper ein Viertel davon zu Gut. Im Jahre 1854—55 war dieser Antheil gleich Null; 1864 bis 1865 hat er die höchste Summe betragen, bis zu welcher er steigen kann, 13,360 Fr. nehmlich. Ein untrüglicher Beweis des immer größern Aufschwunges. Die Zahl der Besucher ist eine geringere geworden, aber die Erhöhung des Entrees sowie die immer steigenden Ansprüche, nach denen es für einen fashionabeln Mann unerläßlich ist, eine Loge oder wenigstens einen Theil einer solchen zu miethen, haben das Defizit ausgeglichen, ja mehr als ausgeglichen. Derjenige, welcher früher eine Eintrittskarte für 10 Fr. kaufte, kann jetzt nicht weniger thun, als einen Louisd'or für sein Fauteuil in einer Loge des ersten Ranges zu zahlen: ohne das würde man ihn als heruntergekommen, als ausgestoßen betrachten: „disqualifié," wie es im Jargon des Sport heißt.

Unsre Periode, die man auch im Gegensatz zu der Musard-Periode, die Strauß-Periode nennen könnte, zeichnet sich namentlich durch die Herrschaft des schwarzen Frack und des Domino aus. Noch einen Schritt in dieser Richtung und das Costüm wird nur noch als Tradition leben, wie die Tragödie im Odéon. Ich, der ich diese Zeilen schreibe und dessen Erinnerungen noch nicht gerade in die graue Vorzeit hinaufreichen, habe noch erlebt, daß ein Künstler wie Desbarolles, jetzt Chiromantist, damals nur Maler, Schriftsteller und Reisegefährte Alexander Dumas', bei jedem Opernballe als Spanier erschien. Das setzte Niemand in Erstaunen.

Heute würde man ernstlich daran denken, einen einigermaßen ernsten Mann, der sich dergleichen Excentricitäten zu Schulden kommen ließe, in ein Irrenhaus zu sperren.

Und doch waren damals die großen Tage, die ich nicht gesehen, bereits vorüber, die Tage, wo Musard durch die rasenden „Titis" im Saale umhergetragen wurde, die Tage der wahnsinnigen Galoppade und der Quadrille mit dem zerschlagenen Stuhl, den man später durch einen Pistolenschuß und noch später durch den Schuß aus einem kleinen Böller ersetzte! Es war nicht genug an der durch die Musik hervorgerufenen Aufregung, auch die Artillerie mischte sich in das Getümmel und der Pulverdampf steigerte noch die allgemeine Trunkenheit. Es scheint, daß derjenige, welcher jene Tage nicht gesehen, überhaupt nichts gesehen hat.

An die letzten schönen Zeiten dieser bachantischen Quadrille knüpfen sich Namen wie Rigolboche, Finette und Alice die Provenzalin. Dieses Dreigestirn gab während zweier Winter Veranlassung zu einem eignen Literaturzweig. Der Cancan, um die Sache bei ihrem Namen zu nennen, fand seine Historiographen, welche zum Theil aus Spöttern, zum Theil aus Ueberzeugten bestanden. Mea culpa! Wir arbeiteten damals unter einem Pseudonym am Feuilleton der Indépendance belge und eines Tages kam uns, Gott mag wissen wie, der Gedanke, eine ironische Apotheose dieser Rigolboche abzufassen. Man nannte das aufgehende Gestirn damals noch Marguerite die Hugenottin. Wir hatten sie niemals gesehen, weder bei den Opernhausbällen noch an andern Orten. Irgend Jemand hatte uns von ihr, als von einem gewandten, muntern Mädchen erzählt, das sich besser als jede Andre darauf verstände, die Beine zu schleudern und mit Fischweiberwitzen um sich zu werfen. Es belustigte uns, ihr ein Piedestal der Publicität zu bereiten, nicht um ihretwillen, sondern um in anima vilin die Macht des Journals zu zeigen, an dem wir arbeiteten. Der Erfolg des Scherzes ging um

Vieles über unsre Erwartungen und Wünsche hinaus. Durch diesen Erfolg ermuthigt und — wie es in der Journalistik zu gehen pflegt — durch Widerspruch zur Aufrechthaltung des Paradoxon gereizt, wurde aus dem Artikel eine förmliche Campagne. Rigolboche war bald in der ganzen Welt genau so berühmt, wie es Theresa späterhin werden sollte. Allerdings fühlten wir einige Gewissensbisse, so viel daran gewendet zu haben, um diese Größe auf den Schild zu heben. Als die Memoiren dieser Göttin erschienen, befand sich auf der ersten Seite eine Photographie, welche sie auf einen Sockel reitend darstellte, wie sie ihre Zeitgenossen mit jenem Straßenjungen-Gestus begrüßt, den man „eine Nase drehen" nennt. Es schien uns damals, als befänden wir uns diesem bizarren, unsrer Feder entsprungenen Idol gegenüber, das sich selbst und die ganze Welt verspottete, ein wenig in der Lage des Doktor Faust, wie er vor den ihm verhöhnenden Homunculus steht, den er geschaffen, oder in der Lage des Göthe'schen Zauberlehrlings, der sich den magischen Besen seines Meisters ebenfalls dienstbar machen will. Er bringt ihn wohl in Bewegung, aber er vermag ihn nicht wieder aufzuhalten. Er hat ihm befohlen, Wasser zu holen; der Besen gehorcht; er gehorcht nur zu gut; Ströme von Wasser fließen durch das Haus. Ebenso droht Rigolboche den Chronisten zu überfluthen, der sie erfunden.

Und ihre Triumphe beschränkten sich nicht nur auf die Opernhausbälle, sie betrat auch die Bühne; sie tanzte z. B. in den Délassements-Comiques zu Paris, ging dann auf Reisen und feierte auch im Auslande Triumphe. Jetzt, wo sie aus ihrem ehemaligen troubulösen Kreisen ganz verschwunden ist, soll sie, mit einem dreifachen Unterkinn versehen, ich weiß nicht in welchem Canonikat ein behäbiges Leben führen. Die Laufbahn ihrer Nebenbuhlerinnen: Alice die Provenzalin und Finette hat ebenfalls ein goldenes Ende gehabt. Ersetzt hat sie bis jetzt Niemand. Der Thron ist vacant, das Scepter herrenlos. Vier lustige Burschen, Ornamenten-Bildhauer

von Profession, vortreffliche Arbeiter und, wie man uns sagt, vorzügliche komische Tänzer, haben eine Quadrille in grotesken Costüm eingeführt, von welcher die Frauen ausgeschlossen sind, wie die Poesie aus der Platonischen Republik. Im Vocabülär der Opernbälle heißen diese Farceurs: Clodoche, la Normande, la Comète und Flageolet. Ihre Namen haben auf mehr als einem Theaterzettel gestanden und ihre berühmte, tolle, abscheuliche Quadrille hat stets volle Häuser gemacht. Selbst im Auslande haben sie Triumphe gefeiert. Dieser Verfall, dieses Herunterkommen des Tanzes ist mehr unsre Schuld, als die ihrige; die Völker haben immer die Quadrille, die sie verdienen.

Im Vorübergehen müsseu wir die Opernhausbälle noch gegen eine Verläumdung in Schutz nehmen. Man hat oft ausgesprochen und ebenso oft gedruckt, daß man die Tänzer bezahle und daß die Administration recht gut wisse, wie hoch ihr die Zugkraft ihrer Feste zu stehen kommt. Das ist ein Irrthurm. Clodoche und seine Cameraden haben freies Entree, sonst nichts, und sie haben auch das nicht unentgeltlich annehmen wollen. Sie haben alle Vier in Gemeinschaft einen sehr originellen Kasten angefertigt, auf dem sie selbst in ihrem Costüm, tanzend im Basrelief dargestellt sind. Strauß, der ein großer Sammler vor dem Herrn ist, zeigt denselben unter seinen übrigen Kostbarkeiten gern Jedem, der ihn sehen will. Was Rigolboche betrifft, so war sie so fern davon, sich ihre Sprünge bezahlen zu lassen, daß sie alljährlich ihre Loge, wie jeder Andre, mit etwa tausend Francs bezahlte.

Ohne lange bei der Geschichte der Opernhausbälle verweilen zu wollen, können wir doch nicht umhin, einige Merkwürdigkeiten aus ihren Annalen zu notiren. Es war der Regent, der sie durch einen Befehl vom 31. December 1715 ins Leben rief; der erste derselben fand am 2. Januar 1716 statt. Die höchgestellten Personen tanzten dort mit Leidenschaft. Ein Chevalier von Bouillon wurde durch eine Pension von sechstausend Livres für die Idee zu diesem prächtigen Amüsement belohnt.

Man hatte zu diesen Ballfesten Masken von Wachs anfertigen lassen, welche den verschiedenen Persönlichkeiten des Hofes täuschend ähnlich waren. Ueber diesen ersten Masken trug man, wie wir aus den Memoiren jener Zeit erfahren, Phantasie-Masken. Diese beiden trügerischen Gesichter übereinander waren, wie man sich denken kann, bei der Entwickelung angesponnener Intriguen von wunderbarer Wirkung. Aber die Hitze unter dieser doppelten Hülle muß erstickend gewesen sein!

Bei dem Opernhausball, welcher am 17. Februar stattfand, zeigte sich das diplomatische Corps mit dem Degen au der Seite. Die Gesandten hatten von Ludwig XI. die Erlaubniß erbeten und erhalten, auf den Opernhausbällen den Degen tragen zu dürfen. Hochmuth, wohin verkriechst du dich!

Auf dem Balle der Oper war es, wo am Fastnachtsdienstage 1774 das vierte Memorial über den Prozeß Beaumarchais contra Götzmann und zwar in viertausend Exemplaren verkauft wurde.

In spätrer Zeit, unter Vérons berühmter Leitung und der Pacht des Herrn Mira, traten die Opernhausbälle in die Phase des Halbschlafs. Es war bei diesen Masken- und Costümbällen Niemand mehr im Costüm und nur die Frauen trugen noch Masken. Der Ball der Variétés hatte das Monopol der bachantischen Quadrille, die sich die große Oper übrigens nicht ohne Protestation rauben ließ. Aber diese verhältnißmäßig anständigen Bälle, deren Pächter Herr Mira war, brachten, die schlechten Jahre in die guten gerechnet, der Administration nicht mehr als jährlich 12,000 Francs ein und vergeblich überbot sich der Entrepreneur in Erfindungen, um ein größeres Publikum anzulocken. Bald ließ er die hübschesten „Ratten" tanzen, bald veranstaltete er Lotterien, in denen man Cachemirs, Silberzeug, Gemälde der besten Meister gewinnen konnte. Das eine Mal führte er Grotesken mit großen Köpfen und kleinen Körpern vor, ein andres Mal berühmte Künstler wie Paganini, Vestris und selbst Bec-

Bayerische Staatsbibliothek München

quet, den geistvollen Becquet der Débats, den Verfasser des „mouchoir bleu.“ „Nichts zog die Menge an, sagte ein geistreicher Historiker der Oper, selbst die spanischen Tänzer, die Dolores und Camprubi nicht, die sich zum ersten Male in Paris auf dem Opernhausballe produzirten.“

Dahingegen überstürzte sich die Menge, als die wilden Saturnalien definitiv autorisirt wurden.

Als die Herren Roqueplan und Duponchel die durch die schlechten Geschäfte des vorhergehenden Direktors Léon Pillet, verschuldete Oper übernahmen, fanden sie in Grimaldi einen Pächter, welcher ihnen für die Bälle in einem Zeitraum von 10 Jahren 250,000 Fr. bot. Dies war im Jahre 1847.

Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, während deren Verlauf Paris sehr oft seine Fieber gewechselt hat; bald ist es das Ideal, bald die Materie, welche seine Nächte erhellt — aber es hat fortgefahren, nicht zu schlafen.

Uebersetzung von S. Augustin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die deutsche Kolonie

von

Ludwig Bamberger.

I.

Was hat man nicht über den Einfluß gesagt und geschrieben, den Paris auf die ganze Welt ausübt! Aber hat man sich je um den Einfluß der Welt auf Paris gekümmert? Paris ist der ungeheure Schmelztiegel, in welchem seit einem Jahrhundert für alle Völker der Erde gekocht wird. Jedermann weiß, was daraus hervorgegangen, Niemand, was hinein gethan wurde. Das Menschengeschlecht hat abwechselnd seine Größe und seine Schwächen, die Stürme der Revolution und die Albernheiten der Mode, Krieg und Frieden, Licht und Finsterniß, Begeisterung und Ermattung daraus hervorgeholt. Aber weiß das stolze und selbstgefällige Paris, was es bedeutet, wenn es Ich sagt? Könnt Ihr versichert sein, daß Ihr es seid, die in Petersburg, in Rom, in Berlin Vernunft oder Unvernunft dekretiren? Und wenn man plötzlich den Deckel abhöbe und Euch zeigte, daß sich Russen, Italiener, Polen und Deutsche in das Gewimmel mischen, Eure Sprache und Eure Gewohnheiten annehmen, ihre Interessen mit den Eurigen vereinigen und Euch, je nach den Umständen, mit Ruhm oder Schmach bedecken, ohne daß Ihr es bemerkt oder sie selbst eine Ahnung davon hätten? Ihr wißt, daß die Woge, die täglich mit vergrößerter Wucht heranbringt, nicht Alles mit zurücknimmt, was sie hergetragen. Mit immer wachsender Progression läßt sie einen ungeheuren Bodensatz zurück und diese, andern Ufern ent-

rissene Anschwemmung inkrustirt sich Eurem Boden in Stoff und Form, nach Recht und Gewalt.

Der Mensch unserer Tage ist in die ihn umgebende Natur vernarrt und vergißt beinahe, daß auch sein Geist einen Theil derselben ausmacht. Soll die Strömung des Windes nachgewiesen werden? — sofort sehen wir Gelehrte in die Sahara ziehen, den Samum besteigen und auf ihm bis an die Gletscher der Alpenkette reiten, um zu untersuchen, wie viel Theile der afrikanischen Hitze in die Pforte der Schweiz Eingang finden. Handelt es sich darum, die Geheimnisse der Zeugung zu erforschen? Gleich sind Andere da, die den unsichtbaren Keimen nachspüren und den Geburtsschein des Infusoriums mit genauer Angabe der Eltern ausstellen, so daß es unmöglich wird, das Ei zu verleugnen, aus dem es entsprossen ist. Wäre es nicht auch von einigem Interesse, die Gesetze der fremden Zuflüsse und Einflüsse auf die Königin der Welt kennen zu lernen, selbst wenn diese anfinge, etwas von ihrer Macht zu verlieren?

Jedermann kennt den Einfluß, den das Ausland in bestimmten Geschichtsperioden auf Paris geübt hat. Die Valois hatten es italienisirt; die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts hatten es mit englischem Fortschritt getränkt. Von solchen Phänomenen ist hier nicht die Rede. Wenn sich der frivole oder der ernste Theil der Bevölkerung seine Vorbilder aus der Fremde holt, so ist das eine offenkundige und meßbare Thatsache. Anders verhält es sich, wenn die Infusion und die Bewegung von unten auf, durch ein Gesetz des Wachsthums bewirkt werden, das seine Thätigkeit über einen weiten Kreis erstreckt, und wenn die geistigen Veränderungen nur indirekt, durch eine physische Veränderung hervorgebracht sind, wie die der Mischung mit fremden Völkerschaften, die durch tausend Maschen des nationalen Gewebes eindringen. Hier ist übrigens ein wichtiger Unterschied zu beachten. Wenn auf den ersten Blick der Zufluß der Fremden nach Paris eine ungeheure

Summe zu erreichen scheint, so ist doch die Zahl derer, welche sich mehr oder weniger der einheimischen Bevölkerung assimiliren, um ein Beträchtliches geringer. Die beiden Nationen, die sich am meisten in Paris anhäufen, sind Engländer und Deutsche,*) aber die eine derselben giebt, indem sie ihre Heimath verläßt, fast niemals ihre Sitten, Ansichten, Neigungen und Gewohnheiten auf; sie ändert weder ihr inneres noch ihr äußeres Wesen. Der Engländer behält auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Auslande den englischen Kleiderschnitt und das englische Frühstück bei, während der Deutsche den entgegengesetzten Typus darstellt.

Dies Volk scheint von Natur aus einem Metall gebildet, welches bestimmt ist, sich mit allen andern Menschheits-Materialien zu verschmelzen. Weich und gestaltungsfähig dringt es in dieselben ein; gestärkt und gehärtet geht es daraus hervor. So haben sich beim Zerfall der alten Welt die germanischen Stämme zu verschiedenen Malen mit den Lateinern gemischt und Tugenden und Laster mit ihnen ausgetauscht. Die Schnelligkeit, mit welcher sich der Deutsche den Eigenthümlichkeiten und selbst den Vorurtheilen eines fremden Landes anpaßt, hat etwas Wunderbares. Um die Fehler eines Landes kennen zu lernen, braucht man nur einen Deutschen zu beobachten, der seit zehn Jahren in dies heterogene Element eingetaucht war, denn sicherlich hat er alle Eigenschaften desselben in übertriebenem Maaße angenommen. In England wird er steif und kalt geworden sein; in Holland langsam und pedantisch; in Amerika eilfertig und hochmüthig; in Frankreich eitel und spottsüchtig. Ist er in Londen acclimatisirt, so wird er Euch zuschwören, daß sich der Mensch nur von ganz rohem

---

*) Schweizer und Belgier ziehen wir nicht in Betracht, obwohl sie noch zahlreicher in Paris vertreten sind, als die Engländer. Aber sie gehören in der Mehrzahl den Grenzdistrikten an und sind, durch Sprache sowohl als durch Abstammung den Franzosen zu nahe verwandt, um sie, vom ethnographischen Standpunkt aus, als Fremde zu betrachten.

Sellerie und halbrohem Rindfleisch nähren darf; lebte er aber in Paris, so würde derselbe Mann, mit den Saucen Brillant-Savarin's, seinen eigenen Vater verspeisen. Fügen wir zu dieser Eigenthümlichkeit den Wandertrieb hinzu, der aus derselben Ursache hervorgeht als die geistige Schmiegsamkeit, so werden wir uns einen Begriff von der Wechselwirkung machen können, die zwei Länder wie Deutschland und Frankreich auf einander machen müssen. Der Franzose ist ganz von seiner Individualität erfüllt; der Deutsche immer bereit, die seinige aufzugeben; der Eine kennt nur sich selbst, versteht aber meisterhaft sich darzustellen und verständlich zu machen; der Andere interessirt sich für alles Fremde und trägt Verlangen, sich im Studium des Unbekannten zu verlieren; der Eine ist voll Begier zu sprechen, der Andere voll Begier zu fragen; der Eine ist auf liebenswürdige Weise gastfreundlich, der Andere nomadisch und dankbar; der Eine endlich lernt nur die Sprache seines Vaterlandes, der Andere ist bereit, sich ein halbes Dutzend anzueignen.

Um den Einfluß zu beurtheilen, den die Erfindungen der Neuzeit auf die Ueberfluthung von Paris gehabt haben, brauchen wir nur den Stadttheil zu betrachten, wo sich die großen Bahnhöfe der Ostbahn und Nordbahn, nebst allem was dazu gehört, befinden. Hier, wo die Woge zuerst anprallt, werden wir mit unbewaffnetem Auge den gewaltigen Niederschlag erkennen, den sie in kurzer Zeit gebildet hat; eine wahre Anschwemmung deutschen Erdreichs auf französischem Boden. Schon die Straße, die sich in der Achse der Rue Lafayette fortsetzt, trägt den Namen der Route d'Allemagne und in dem ganzen Viertel ringsumher sehen wir die Häuser mit deutschen Namen bedeckt. Gasthäuser, Hôtels-garnis, Kaffeehäuser, Läden und Werkstätten sind von den Angehörigen dieser Nation in Anspruch genommen; aber vor allem beherbergt dieser Stadttheil ein deutsches Proletariat, von dem nur wenige Pariser und selbst wenige der dort lebenden Deutschen eine Ahnung haben. Wenn von Musik die Rede wäre, würde sich Niemand über

den Zuzug dieser Nachbarn wundern. Nicht zu wissen, daß ohne Meyerbeer die alte Oper Hungers gestorben wäre und folglich die neue nicht gewagt hätte ins Leben zu treten, würde unerlaubt sein. Frankreich hat das Joch, das der Preuße Namens Maëstro Giacomo dem Pariser Geschmack auferlegt, so völlig begriffen, daß es bei dem Tode desselben geneigt war, ihn so gut wie Karl den Großen, Napoleon I. und gewissermaßen auch den Marschall von Sachsen für sein Eigenthum zu erklären, um nicht die Herrschaft eines fremden Helden anzuerkennen. Wird man einst auch Offenbach ein Begräbniß auf öffentliche Kosten und das Ehrengeleit der Nationalgarde gewähren? Die Gerechtigkeit verlangt das eigentlich. Offenbach hat Paris mit eben so viel Glück Anlaß zu Tanz und Lachen gegeben, wie der andere Maëstro zu Schauder und Thränen und Beide haben die Erzeugnisse ihrer deutschen Muse mit ächt französischer Gewandtheit in alle Welt gesendet.

Aber die Landsleute dieser berühmten Künstler haben in Paris noch ganz andere Arbeit zu thun. Um die Zeit, wenn Ihr Euch nach einer Vorstellung der „Afrikanerin" oder der „schönen Helena" in einem der Kabinets des Café anglais zu Tisch setzt, stehen an den äußersten Enden der Stadt Tausende von Deutschen auf, um für den folgenden Tag die Morgentoilette von Paris zu besorgen. Vielleicht ist es Euch einmal im Leben passirt, ein solches Souper ungewöhnlich zu verlängern und wenn Ihr dann nach Sonnenaufgang heimgegangen seid, hat Euch der Anblick ganzer Brigaden fremdartig aussehender Straßenkehrer überrascht. Im Winter tragen die Männer einen Pelz von Hundefell; die Frauen und Kinder — denn auch solche sind in die Brigade einrangirt — tragen alte Calico-Lumpen und ein rothes oder grünes wollnes Tuch über den Kopf gebunden. Ohne daß Ihr sie sprechen hört, nur den Physionomien nach, werdet Ihr Euch überzeugen, daß sie keine Landsleute von Euch sind und wenn Euer Herz mehr national als cosmopolitisch fühlt, wird Euch das ein

Trost sein, denn diese armen Leute sehen sehr gedrückt, sehr unglücklich aus. Wollt Ihr wissen wer sie sind, woher sie kommen und wohin sie gehen?

II.

In Bezug auf Geographie ist nichts belehrender als der Krieg und es ist zu verwundern, daß die Regierung, der man so oft die ungeheure Höhe des Militairbudgets und die Kärglichkeit des Budgets für den öffentlichen Unterricht vorgeworfen, dies Argument nicht benutzt hat. Mit vollem Recht könnte sie anführen, daß hier eine Uebertragung der Fonds stattfindet, und daß der geographische Unterricht, den Frankreich seinen kriegerischen Expeditionen verdankt, in das Haben der Armee zu Wasser und zu Lande eingetragen werden müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus würden selbst die weiten Kriegszüge, die von gewisser Seite so übel angesehen werden, vor den kleinen Excursionen in benachbarte Länder den Vorzug verdienen. Vielleicht ist die tiefe geographische Unwissenheit der ältern Generation der ultra-friedlichen Gemüthsart Ludwig Philipps zuzuschreiben. Was hätte man wohl — außer ein wenig Algerien — unter dieser Regierung kennen lernen können?

Dank dem letzten Kriege in Deutschland wird man auch erfahren haben, daß durch den Friedensschluß zwischen den kleinen Fürsten des ehemaligen deutschen Bundes einem gewissen Großherzog von Hessen aufgegeben wird, mit einem Zipfel seines Erblandes in den norddeutschen Bund einzutreten. Herr von Bismarck hätte denselben lieber ordentlich annektirt; aber der Großherzog, welcher der Schwager des Kaisers von Rußland ist, erhob ein lautes Geschrei und rief seinen großen Bruder von Rußland zum Schutz des bedrohten Zipfels seiner glorwürdigen Herrschaft herbei. Auf Wunsch seines Gebieters hat denn auch Herr von Bismarck Wasser in seinen Wein gethan und der gute Herzog hat seine Provinz Oberhessen gerettet — was in die Sprache gewisser Politiker Deutschlands und

Frankreichs übersetzt: „die Aufrechthaltung der Autonomie des deutschen Volkes gegenüber den Eroberungen des Auslandes", genannt wird.

Die Leute, welche Morgens zwischen 3 und 8 Uhr die pariser Straßen fegen, sind fast ausschließlich aus jener Provinz gebürtig. Seit dem letzten Kriege weiß man in Frankreich auch, daß es in Deutschland zwei Hessen giebt: ein Kurfürstenthum und ein Großherzogthum. Das Kurfürstenthum gehört jetzt nur noch ins Bereich der Geschichte — aus dem gothaischen Kalender ist es gestrichen; das Großherzogthum steht noch darin, ist aber bedeutend geschmälert. Diese beiden Länder waren eben nicht die glücklichsten in Deutschland — hin und wieder trauriger Boden und noch traurigere Fürsten. — Ein Kurfürst von Hessen war jener berühmte Menschenfleisch-Verkäufer zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges. Aus mancherlei heilsamen Gründen haben seine Unterthanen seitdem den Gebrauch beibehalten, über das Meer zu ziehen; die Unterthanen seines Vetters dagegen wandern aus verschiedenen Distrikten seit etwa zwanzig Jahren nach der Hauptstadt Frankreichs. Was die Unglücklichen dazu treibt, sich in ein völlig unbekanntes Land zu wagen, ist das Elend, ein tiefes Elend. Und doch wären sie glücklich zu preisen, wenn sich die offizielle Albernheit nicht auch noch in ihre Angelegenheit mischte und das Uebel vergrößerte. Die Weisheit und Moralität der Verwaltung gestattet nicht, daß die Stiefkinder des Glückes heirathen; da nun aber die Natur nicht so tugendhaft und vorsichtig ist, als die Ortsbehörde, intervenirt sie häufig in höchst verrätherischer Weise, indem sie ohne Erlaubniß des Herrn Maire, Kinder zur Welt kommen läßt. Die armen Eltern kommen dann mit einer kleinen, wilden Smala, die zuweilen fünf bis sechs Kinder zählt hierher, eben so sehr, um sich dem Druck ihres ungesetzlichen Verhältnisses zu entziehen, als um ihre Familie zu ernähren, oft sogar, um in der Fremde die gesetzliche Sanktion zu erlangen, die ihnen die Heimath versagt.

Uebrigens verlassen sie diese nicht auf immer; ihre einzige Absicht ist, sich einen kleinen Sparpfennig zu sammeln, um, wenn sie so viel haben, daß sie ein Häuschen und ein Fleckchen Land kaufen können, wieder heim zu kehren und sich in einem der Dörfer anzusiedeln, die Beuren, oder Deinhardstein, oder Elpenrode, oder Butzbach heißen. Zuweilen ists auch nicht die Noth, sondern der Wunsch einen sehr bescheidenen Besitz zu vergrößern, der diesen wackern Leuten den Besen in die Hand giebt. Sie haben vielleicht ein kleines Haus, aber es ist mit Hypotheken belastet; so gehen sie denn und rühren die Chokolade des pariser Macadams, bis sie so viel Kupfersous beisammen haben, daß sie ihr altes Dach damit schuldenfrei machen können. Sehr selten nur schlagen sie Wurzel in Paris. Die, welche nicht in den ersten Monaten sterben — und die Sterblichkeit ist sehr groß unter ihnen — kehren mit ihrem kleinen Sparpfennig in die Heimath zurück. Dies Kommen und Gehen kann übrigens nicht verfehlen, nach und nach auch die Physionomie ihres Heimathlandes zu verändern und es müßte interessant sein, die Dörfer in Augenschein zu nehmen, die von den emeritirten Auskehrern des geistreichsten Schmutzes der Welt bewohnt sind.

Als ich in Gießen studirte (so heißt der Hauptort der erwähnten hessischen Provinz), war es ein stehender Witz, zu erzählen, daß ein Mann eine Bude gebaut hätte, in welcher er gegen Entree ein Geldstück im Werthe eines Sechsfrankenthalers zeige. Daß Leute, die aus einem solchen Dorado kommen, nicht verwöhnt sind, ist begreiflich. Das Geheimniß ihres Handwerks liegt denn auch weit mehr in der Kunst nicht zu verhungern, als in der Kunst Geld zu verdienen. Es wird schwerlich in Paris irgend eine Arbeiterklasse geben, die es im Entbehren so weit gebracht, denn Geld zurückzulegen, in einem Berufe, der dem arbeitsfähigen Manne als Maximum täglich $2\frac{1}{2}$ Francs einbringt, ist gewiß nicht leicht. Frauen nnd Kinder verdienen 25

bis 30 Sous. Ihr Tagewerk beginnt in jeder Jahreszeit um 3 Uhr morgens und mit den Füßen in der Nässe arbeiten sie bis gegen 11 Uhr, legen sich dann schlafen und nehmen für den Rest des Tages nur selten noch eine andere Beschäftigung vor. Bei solchen Einnahmen machen sie es möglich, in 2 bis 3 Jahren die nothwendige Summe zu ersparen; haben sie eine zahlreiche Familie, so beträgt der Erwerb 5 bis 6 Francs pro Tag und das Reichwerden erfolgt dann wie mit Dampf. Diese Straßenkehrer sind die Einzigen unter ihren Landsleuten, die nicht das Mindeste von der französischen Sprache lernen, mit Ausnahme der Kinder indessen, die sogar ziemlich schnell darin vorwärts kommen. Die Hessen leben ganz unter sich. Die ersten Ankömmlinge, die noch vor dem Bau der Ostbahn eintrafen, hatten sich im Quartier Saint-Marcel, vorzugsweise zwischen dem Panthéon und dem Val-de-Grâce angesiedelt. In der Folge und besonders als der Mauerbrecher des Herrn Präfecten diese alten Zufluchtsstätten lichtete, wanderten sie nach Norden in die Gegend der Eisenbahn, welche sie in die Heimath zurückführt. Hier macht sich ein Umstand bemerklich, der uns eine neue Seite des deutschen Lebens in Paris eröffnet.

Deutschland ist im Allgemeinen ein tiefreligiöses aber ziemlich ungläubiges Land. Man findet dort weniger Glauben, aber mehr religiöse Ueberzeugung als anderwärts. Väter die Voltairianer sind und die Erziehung ihrer Kinder Mönchen anvertrauen — wie das in Frankreich geschieht — würden nicht zu finden sein, aber unter den Deutschen, die eine Universitätsbildung genossen haben, giebt es mehr Atheisten, als sonst in der ganzen Welt. Die Wahrheit zu sagen, fehlt es auch der Orthodoxie und dem protestantischen Mysticismus nicht an Einfluß, besonders in den höhern offiziellen Kreisen. Aber sie fühlen sich mehr oder weniger durch die Nachbarschaft einer Kritik beengt, die weder Gnade verlangt noch gewährt. Darum sind auch sie zur Auswanderung geneigt und suchen sich der Landsleute zu bemächtigen, die

auf fremdem Boden der zersetzenden Atmosphäre des Vaterlandes entrückt sind. So haben denn die Missionäre der pietistisch-lutherischen Kirche aus der Kolonie hessischer Straßenkehrer eine Art protestantischen Paraguay's gemacht, dessen Doctor Francia ein gewisser Pastor Bodelschwing (Bruder des ehemaligen preußischen Ministers) geworden ist.

Wir müssen hinzufügen, daß die Thätigkeit dieser Propaganda immerhin auf unsere Achtung Anspruch hat. Mit unermüdlichem Eifer verfolgt sie ihre Zwecke und macht den sittlichen und geistigen Nachtheil, den ihre — zugleich von finsterm und süßlichem Mysticismus erfüllte Lehre für ungebildete Menschen haben muß, durch wirkliche Wohlthaten der Aufsicht und Erziehung wieder gut. Die Nahrung, welche sie bietet, ist weit davon entfernt, eine gesunde zu sein, ist aber doch der völligen Verlassenheit vorzuziehen. In der Gleichgültigkeit einer Gesellschaft, die sich nicht entschließen will, jederzeit und aller Orten für die sittliche Erziehung, d. h. für den Unterricht der Volksklassen zu sorgen, ist das Existenz-Recht der Priester begründet.

Vor 5 oder 6 Jahren begann der Pastor Bodelschwing sich der religiösen Organisation des deutschen Proletariats in Paris und besonders den armen Hessen zu widmen. Von Saint-Marcel führte er eine zweite Colonie nach dem Quartier von La Villette. Hier kaufte er ein Grundstück, das rechts von der Route d'Allemagne zwischen La Villette und Belleville liegt und da der Boden eine kleine Erhöhung bildet, gab er der neuen Niederlassung den biblischen Namen „der Hügel." Der Hügel ist die Hauptkolonie der Straßenkehrer geworden. Die 4 Knaben- und Mädchenschulen und die 4 Krippen, die jetzt daselbst bestehen, wurden 1865 von 350 Kindern besucht. Von den Erwachsnen geben Viele das Straßenkehren auf, um in den benachbarten Zuckerfabriken zu arbeiten. Wenige Jahre nach Gründung des „Hügels" wurde in Batignolles in der Nähe der alten Rue d'Orléans eine dritte Colonie geschaffen. Diese besitzt jetzt

eine hübsche kleine Kirche und eine Doppel-Schule für Knaben und Mädchen, deren Unterricht von einem Elsasser Ehepaar geleitet wird. Die 120 Schüler sind fast Alle aus Oberhessen. Zu bemerken ist noch, daß die Geistlichen diese Kinder nur gegen ein Schulgeld von 12 Sous monatlich aufnehmen; eine Maaßregel, die dem Anschein nach höchst zweckmäßig ist. Auch für den Aermsten kann dieser geringe Beitrag kein Hinderniß sein, ist aber darauf berechnet, daß der Bauer dem Unterricht, der ihm verkauft wird, weit höher schätzt, als den, welchen er geschenkt bekommt. Den Unterricht, für den er monatlich 60 Centimes zu zahlen hat, findet er billig; wenn er ihn gratis bekäme, würde er ihn geringer achten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß diese Leute ans einem Lande kommen, wo der Elementar-Unterricht seit 40 Jahren obligatorisch ist, daß folglich die Eltern lesen und schreiben können und die Wohlthat zu schätzen wissen. Die Frage des obligatorischen Schulunterrichts wird vielfach erörtert; man zwinge eine einzige Generation, sich demselben zu unterziehen, so wird er später nicht mehr nöthig sein. Ist es aber nicht der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit einer Institution, wenn wir zeigen, in wie kurzer Zeit sie das gewünschte Resultat erreicht?

Außer den drei genannten Colonien giebt es noch eine Anzahl anderer, die mehr oder weniger zwischen Straßenkehrern und andern deutschen Arbeitern getheilt sind, unter welche sich hin und wieder auch protestantische Elsasser mischen. Die älteste dieser Niederlassungen, deren Anfänge selbst noch weiter zurückreichen, als die von Saint-Marcel, liegt an der Barriere von Fontainebleau, genau in der Gegend, wo der General Bréa getödtet wurde. Die Bevölkerung dieser Niederlassung besteht fast ausschließlich aus eingewanderten Rheinbaiern, die in den umliegenden Steinbrüchen arbeiten und kaum weniger arm sind, als die Straßenkehrer. Das Quartier Saint-Antoine endlich beherbergt eine deutsche Bevölkerung, die zahlreicher, aber zum größten

Theile wohlhabender ist, als die der andern Stadtviertel. Es sind Handwerker der verschiedensten Art. Auch hier haben protestantische Missionäre eine Anzahl von Kirchen und Schulen gegründet, besonders auf dem Boulevard Richard Lenoir und auf dem Platze, wo früher die Werkstatt dieses Industriellen stand. Die bedeutenden Summen, welche zum Bau und Unterhalt dieser Etablissements erforderlich sind, werden durch regelmäßige Sammlungen im Mutterlande herbeigeschafft*). Trotz aller Anstrengungen, sind jedoch einige dieser Gemeinden noch immer tief verschuldet. Die Geistlichen, die an der Spitze derselben stehen, werden im Allgemeinen sehr gelobt. Das Amt des Pfarrers ist ein höchst beschwerliches. Es giebt beständig eine Masse von Taufen und — aus den oben angeführten Gründen — eine noch größere Anzahl von Trauungen. Im vergangenen Jahre hat allein der Pfarrer von Batignolles 80 Paare getraut, die sämmtlich, als sie herkamen, in wilder Ehe lebten. Noch viel anstrengender sind die Besuche bei den Kranken und Sterbenden und die Begräbnisse. Die Verheerungen, welche das Elend, besonders unter den Straßenarbeitern anrichtet, sind entsetzlich; Mangel, Entbehrungen, ungesunde Arbeit und Heimweh lichten ihre Reihen; alle epidemischen Krankheiten kehren bei ihnen ein und außerdem haben sie an gewissen Uebeln zu leiden, die durch ihre Beschäftigung hervorgebracht werden. Dazu gehören die Brüche, die nach dem Ausspruch der Aerzte bei französischen Straßenkehrern weit seltener vorkommen, weil diese sich besser auf die Handhabung ihrer Werkzeuge verstehen und nur die Arme bewegen, während die Deutschen den ganzen Körper krümmen. Die Zahl der

---

*) Trotz der officiellen Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen haben die alten Unterscheidungen in lutherische und reformirte Sekten eine große Bedeutung im religiösen Leben behalten. Vor allem sind es die Streitfragen über Glaubensartikel, die mit der in solchen Dingen gebräuchlichen Hartnäckigkeit verfochten werden.

Hessen wird auf ein Minimum von 3000 geschätzt. Sie leben nur unter sich, haben mit Andern, selbst mit Landsleuten wenig Verkehr und wohnen in große Häuser zusammengedrängt, die viele Familien beherbergen und deutsche Höfe heißen, wie auch zur Zeit der Hansa die deutschen Niederlassungen in Antwerpen und London genannt wurden. Daß diese Leute mäßig und ordentlich sind, bedarf keiner Erwähnung; mit zwei Francs täglich und Liederlichkeit, würden sie schwerlich dazu kommen, Vermögen zu sammeln. Ihre Geistlichen sagen, daß sie geizig und im höchsten Grade habsüchtig sind; Anbeter des Geldes, starrköpfig, hartherzig, ein zähes Gewebe, das die kleinen Spitzfindigkeiten des lutherischen Pietismus nur schwer zu durchdringen vermögen. So geben unsere guten Hessen niemals den ererbten Katechismus auf, den sie aus der Heimath mitgebracht haben, ein alter Schmöker, den ein Hofprediger des Großherzogs von Darmstadt, ein gewisser Stark fabrizirt hat und den sie mit einem unwillkürlichen, charakteristischen Wortspiel, „das starke Handbuch" zu nennen pflegen.

III.

Um die Geschichte und das Leben aller Kategorien von Deutschen, die Paris bewohnen, mit derselben Ausführlichkeit zu schildern als die der Straßenkehrer, müßten wir nicht allein den Umfang eines Buches zu unserer Verfügung haben, sondern auch das in unserer Zeit so ausgebildete Talent besitzen, von etwas zu erzählen, das wir nicht wissen. So lange sich's darum handelte, größere Ansiedlungen zu durchwandern, Gruppen, die sich um einen Geistlichen schaaren, der mit Zuvorkommenheit den Cicerone seiner Gemeinde macht, war die Aufgabe verhältnißmäßig eine leichte; aber sobald wir dies Terrain verlassen, hören wir auf mit derselben Sicherheit zu gehen. Wir haben es jetzt nicht mehr mit solchen deutschen Inseln inmitten des französischen Oceans zu thun; außerhalb der genannten Colonien

verlieren sich die deutschen Einwanderer mehr oder weniger in der Menge und es ist um so schwieriger sie herauszufinden, je mehr sie die Fähigkeit, die Neigung, ja selbst die Manie haben, sich unter der Hülle einer fremden Nationalität zu verbergen. Es ist gar nichts seltnes, Deutsche zu finden, die sich außerordentlich darüber freuen, wenn man ihnen eine andere Abstammung zuschreibt. Mehr als einmal ist es dem Verfasser dieser kleinen Studien in Paris begegnet, daß er mit Arbeitern zu thun hatte, die er beim ersten B. oder P. unzweifelhaft als Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein erkannte; — aber glaubt Ihr wohl, daß sie sich herbeigelassen hätten, eine deutsche Anrede zu verstehen? durchaus nicht! sie fühlen sich gekränkt und ziehen sich in eine wunderbare und vollständige Taubheit zurück. Diese Schwäche, die mit den Vorzügen und Schwächen des deutschen Wesens innig verbunden ist, steht auch in einem gewissen Zusammenhange mit der politischen Geschichte des Landes, mit der erbärmlichen Rolle, zu welchem es — den großen Nationen Europas gegenüber — durch seine kleinen Fürsten gezwungen wurde. Vorausgesetzt aber, daß das Werk der Einigung, das in Nikolsburg begonnen wurde, nicht auf halbem Wege stehen bleibt, ist Alles zu wetten, daß man in einer gegebenen Zeit keine Idioten von Deutschen mehr antreffen wird, die fähig wären, über ihren Ursprung zu erröthen.

Da die hessischen Colonisten die Einzigen sind, welche mit dem festen Vorsatz der Rückkehr in die Heimath nach Paris kommen, bleiben sie auch die Einzigen, die sich nicht mit den übrigen Bewohnern vermischen und nichts von ihrer Sprache lernen. Alle Andern zerstreuen sich und der Zufall allein entscheidet über ihre schnellere und langsamere Acclimatisation. Sie Alle lernen rasch des Unentbehrliche der fremdem Sprache und ihre Kinder werden zum größten Theil die Sprache des Vaters nicht mehr verstehen.

Wie viel Deutsche giebt es in Paris? nicht etwa Touristen, Fremde, die in den Hotels absteigen; sondern Einwohner, die sich auf immer oder doch auf längere Zeit hier einrichten.

Wenn wir nach dem Eindruck urtheilen, den wir in öffentlichen Versammlungen, auf den Boulevards und besonders in Concerten und Brauereien durch das Zusammentreffen mit ihnen empfangen, antworten wir: eine Unzahl! Fragen wir einen Kenner des öffentlichen Lebens; einen der Männer, die von Berufs wegen Alles wissen müssen; so wird er uns eine Zahl nennen, die unsern unbestimmten Eindruck bestätigt. Die Angaben schweben zwischen 80,000 und 150,000 — wir haben sogar von 220,000 sprechen hören, was beinah der achte Theil der pariser Bevölkerung wäre. Nehmen wir aber, um diese Angaben zu begründen, die offiziellen Register zu Hülfe, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Das statistische Bureau des Hôtel de Ville hat dem Verfasser mit einer Zuvorkommenheit, die er dankbar anerkennt, alle Ziffern zur Verfügung gestellt, welche die kaum vollendete Volkszählung von Paris ergeben. Welche Summe stellt sich nun daraus zusammen? — In ganz Paris, mit Inbegriff der Arrondissements von Saint-Denis und Sceaux haben die Listen nur 34,273 Deutsche aufgeführt, die aus den Staaten des alten Bundes, mit Einschluß der deutschen Provinzen Oesterreichs herstammen, das heißt nicht ganz zwei Procent der Bevölkerung der Hauptstadt. Es ist übrigens anzunehmen, daß diese Angaben weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Der Verfasser selbst hat die Erfahrung gemacht, daß die mit der Zählung beauftragten Beamten, der Verordnung, welche ihnen vorschreibt, immer nach der Nationalität zu fragen, nicht nachkommen. Das Hôtel de Ville ist für diesen Dienst auf Leute angewiesen, die der zufällig unbeschäftigten Bevölkerung angehören und kann daher trotz sorgfältiger Controlle nicht auf vollkommne Leistungen rech-

nen*). Aber trotz aller Ungenauigkeiten, an denen diese statistischen Untersuchungen leiden, trotz der Unsicherheit der Angaben, die ganz von dem gutem Willen der Befragten abhängen, wird die offizielle Summe der Wahrheit näher kommen, als jede Schätzung aus der Vogelperspective. Man weiß, wie sehr die Fantasie geneigt ist, die Zahl der Menschen, die an ihrem Auge vorübergehn, zu übertreiben. Sehen wir 10,000 Mann Soldaten an uns vorbei defilieren, so glauben wir, einer großen Armee gegenüber zu stehen**).

Ehemals hätten vielleicht die Polizei-Register einige Angaben zu liefern vermocht, aber seit der glücklichen Aufhebung des Paßwesens ist dies Hülfsmittel nicht mehr vorhanden und da die Unwissenheit, die in allen andern Dingen ein Hauptlaster ist, als heilige Tugend erscheint, wenn sie die Polizei betrifft, sind wir weit entfernt, uns zu beklagen. Dagegen möchten wir der pariser Handelskammer dringend anempfehlen, in den Recherchen, die sie alle fünf Jahre vornimmt, die Frage der Nationalität zu berücksichtigen. Werden solche Studien, noch dazu mit soviel Mühe und Kosten gemacht, so können sie nicht genug Details darbieten. Umsonst haben wir die enormen Quartbände der Jahre 1860 und 1865 durchblättert, nirgend haben wir auch nur die Spur eines Hinweises auf diese Frage gefunden. Wie dem auch sein möge, eins steht außer Zweifel:

---

*) In Berlin hat man bei der Zählung eine außerordentliche Genauigkeit der Angaben erzielt, indem man sich an die freiwillige Beihülfe der Einwohner gewendet.

**) Die Vertheilung der Deutschen nach den verschiedenen Stadtvierteln — für den in Paris Bekannten liegt darin zugleich die Andeutung ihrer Hauptbeschäftigung — ist folgende: die größte Zahl, 3019, befindet sich im XIXe Arrondissement (Villette, Belleville etc.); dann kommen das Quartier der Chaussée-d'Antin mit 2700 und das von la Roquette 2724 (IXe und XIe). Dann das Quartier Clignancourt (XVIIIe) das von Saint-Denis und Saint-Martin (XIe), jedes mit etwa 2200. Die Durchschnittszahl in den Andern ist 1300 bis 1700. Am geringsten ist die Zahl der Deutschen im XVe und XVIe Arrondissement (Grenelle, Auteuil und Passy), wo sie 500 bis 600 beträgt.

nämlich, daß außer Nord-Amerika kein Punkt des Erdballs eine so große Anziehungskraft auf das Wander-Element Deutschlands ausübt, als Paris*). Nach New-York, Philadelphia, Saint-Louis und einigen Städten im fernen Westen Amerikas, beherbergt keine Stadt so viele Deutsche als Paris.

IV.

Es gab eine Zeit, wo der Reiz der Freiheit bei dieser Strömung mitwirkte und wo auch in dieser Beziehung, wenn es dem Auswanderer darum zu thun war, sich dem Druck des Geburtslandes zu entziehen, Paris

---

*) Die Deutschen bilden auch den stärksten Bestandtheil unter allen fremden Einwohnern von Paris. Das Zahlenverhältniß, wie es sich nach der Volkszählung von 1866 ergiebt ist folgendes:

Deutsche	34,273
Belgier	33,088
Schweizer	10,687
Engländer	9,106
Italiener	7,903
Holländer	6,254
Amerikaner	4,400
Polen	4,294
Spanier	2,536
Russen	1,356
Skandinavier	531
Moldau-Wallachen	329
Türken	313
Griechen	290
Verschiedene Völkerschaften	3,766
Summa:	119,126

Man zählt:

Franzosen, die im Departement der Seine geboren sind	733,478
Franzosen aus andern Departements	1,295,258
Naturalisirte	3,054
Summa:	2,150,916

Nach diesen Zahlen würde also das fremde Element nur 5½ Procent der pariser Bevölkerung ausmachen. Es werden hiergegen dieselben Bedenken geltend zu machen sein, wie bei der Angabe der Deutschen. Jedenfalls bleiben diese Zahlen hinter der Wirklichkeit zurück.

mit Amerika um den Vorrang stritt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts, als Frankreich seine Lehrer der Humanität an alle Höfe Europas sandte, war Paris die Quelle des freien Geistes, zu der alle bedeutenden Fremden kamen, um neues Leben zu schöpfen. Unter den Deutschen, welche damals in diesem Kreise Wurzel geschlagen, waren mehrere, die in der Geschichte des französischen Geistes das Bürgerrecht erworben haben. So der Baron Grimm, Rousseau's Freund und bête noire; so Holbach, der vermeintliche Verfasser des „Systéme de la nature“ und Gründer des Clubs, der seinen Namen trägt; so Anacharsis Clootz, der Redner des Menschengeschlechts; so Adam Lux, der Apologet Charlotte Corday's und der Girondisten; so endlich — denn in seiner Weise gehört auch er dazu — Eulogius Schneider, ehemals Domherr in Köln und dann ambulanter Guillotineur im Elsaß; eine Art gelehrter Narr, der zur Erinnerung an seinen frühern Beruf mit einem Gefolge von zwölf Banditen, die er seine Apostel nannte, durchs Land zog. Clootz, Lux und Schneider haben auf dem Schaffot ihr Naturalisationsrecht baar bezahlt; Eulogius allein hatte zugleich die Schuld seiner Missethaten zu zahlen.

Später, nach 1830, wurde Paris für einige Zeit die Schule, wo die Politiker des Continents den Constitutionalismus der Gegenwart und den Revolutionarismus der Zukunft studirten. Die unruhigen Geister Deutschlands strömten um so mehr hierher, da sie selten verfehlten, sich aus der Heimath verbannen zu lassen. Von jener Zeit an, bis zu Anfang des zweiten Kaiserreichs haben sich eine Reihe deutscher Gelehrten und Schriftsteller in Paris aufgehalten und Viele haben sich für Lebenszeit daselbst angesiedelt. Wir brauchen nur Heinrich Heine und Ludwig Börne zu nennen, um an die thätige glänzende Rolle zu erinnern, die diese geistvollen Emigranten gespielt haben. Sie sowohl wie ihre weniger bedeutenden Nachfolger haben beiden Völkern ausgezeichnete Dienste geleistet, indem sie jedes derselben

in das Leben des Andern eingeweiht. Wenn es die Franzosen vor allem Heinrich Heine verdanken, daß sie mit den deutschen Verhältnissen bekannt geworden sind, so war die Rückwirkung jenseits des Rheins noch viel mächtiger und allgemeiner. Der Eine wie der Andere dieser Schriftsteller gehörte durch die Bedingungen seines Talents und durch seine geistige Richtung dem deutschen Vaterlande an, aber Beide hatten zu gleicher Zeit eine zärtliche Vorliebe für die Eigenschaften des französischen Volkes und die Grazie von Paris. Cormenin hat dies in Bezug auf Börne sehr gut ausgedrückt. „Er liebte Frankreich", sagt dieser Autor, „wie sein zweites Vaterland, liebte dasselbe im Interesse Deutschlands." Dargestellt durch Männer von dieser Bedeutung, deren anmuthiger, originneller Stil genügt hätte, um das Publikum anzuziehen, fand das politische, sociale und literarische Leben Frankreichs in Deutschland den ungeheuersten Wiederhall. Diese Correspondenzen und Bücher, welche Tag für Tag, mit einer so zu sagen wissenschaftlichern Beobachtung, als die der Franzosen, die Ereignisse, die Menschen, die Salons, die Straßen und die Kämpfe des pariser Lebens schilderten, verbreiteten in Deutschland die Kunde aller vergangnen und gegenwärtigen Bestandtheile der hiesigen Existenz. Sie popularisirten die kleinen Anekdoten der Stadt und des Hofes und haben es dahin gebracht, daß sich noch heutigen Tages der gebildete Deutsche in Paris wie zu Hause fühlt und im Voraus mit den Traditionen und der Topographie der Stadt bekannt ist. Nach Börne und Heine war es eine Zeit lang Sitte, daß jeder deutsche Schriftsteller, der nach Paris kam, seinen Band „Briefe" herausgab. Karl Gutzkow, das Haupt des sogenannten jungen Deutschlands (das eine entfernte Aehnlichkeit mit der romantischen Schule Frankreichs besitzt), hat so gut wie die Andern seinen Band pariser Briefe veröffentlicht.

Zu verschiednen Malen haben diese politischen und literarischen Kreise den Versuch gemacht, in Paris ein

deutsches Blatt zu gründen, aber das Unternehmen ist nie geglückt. Um die Angelegenheiten Frankreichs kennen zu lernen, schöpft jeder Deutsche, diesseits oder jenseits des Rheines, lieber direct aus der Quelle, die jedem nur einigermaaßen Gebildeten zugänglich ist und daß er sich, um von den eignen Angelegenheiten zu hören, an deutsche Publikationen hält, ist selbstverständlich. Aus diesen Gründen hat es jederzeit derartigen Unternehmungen an Lesern gefehlt. Der Galignani wird immer Tausende von Lesern haben, die ihren Thee und ihren Toast nur bei einer Zeitung von englischem Format und mit englischem Text genießen können; der Deutsche dagegen, ein Liebhaber der Lokalfarbe, liest den „Tintamarre", indem er Ratatouille dazu verspeist. Es hat Flüchtlinge des Frankfurter Attentats von 1831 gegeben, die sich nach ihrer Heimkehr mit großen Kosten den Tabac caporal kommen ließen und behaupteten, daß kein Havannah mit diesem Produkt der göttlichen Regie zu vergleichen sei. Ludwig Börne — wir verweilen vorzugsweise bei ihm, weil er, welcher der erste der Vermittler war, zugleich den edelsten Typus derselben darstellt — Ludwig Börne hatte sich seit 1819 mehrere Mal in Frankreich aufgehalten. 1822 gab er seine „Bilder aus Paris" heraus, das Resultat eines zweijährigen Aufenthalts, den er zu einem heftigen Kriege gegen die Restauration benutzt hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er es kaum noch aus, als die Julirevolution, die er mit seinen heißesten Wünschen herbeigerufen hatte, zum Ausbruch kam. Er eilte herbei und von da an schrieb er seine „Briefe aus Paris", die an eine deutsche Frau gerichtet sind, mit welcher er bis an sein Lebensende durch die reinste und zärtlichste Freundschaft verbunden war. Sie folgte ihm nach Paris und ist hier vor einigen Jahren gestorben. Aus diesen Briefen ist die große Popularität Börne's hervorgegangen. Sie wurden gleichsam zur Brücke zwischen Deutschland und Frankreich. Der Verfasser derselben war mit einigen der hervorragendsten Geister

Frankreichs innig liirt, unter andern mit Lamennais, dessen „Worte eines Gläubigen" er ins Deutsche übersetzt hat. Der Tod überraschte ihn während der Beschäftigung mit seinem Lieblingsprojekt, einem historischen Werke über die französische Revolution.

Nach einer langen Brustkrankheit starb er in Paris im Jahre 1837. Raspail sagte ihm das letzte Lebewohl, David schmückte sein Denkmal und Cormenin schrieb die Vorrede zu einigen Theilen seiner Werke, die ins Französische übersetzt waren. Der Mann, dessen höchstes Ideal das herzliche Einvernehmen der beiden Nationen gewesen, verdiente eine solche Gastfreundschaft. Wie weit liegt jene Zeit von unserer Generation, die vor allem danach trachtet, die Gewehre des Nachbars zu zählen und die Summe derselben zu überbieten!

1836 hatte Börne, um seine Ideen zu verkörpern, den Plan gefaßt, in Paris eine Revue zu gründen, die in beiden Sprachen erscheinen sollte. Er nannte sie „die Waage" zur Erinnerung an das Blatt, das er früher in Deutschland herausgegeben hatte und dessen Name seinem Grundgedanken völlig entsprach. Aber die Waage erschien nur in wenigen Nummern und ging dann wegen Mangel an Unterstützung jeglicher Art zu Grunde. Zwei andern Versuche hatten dasselbe Schicksal. 1843 wurden die „Halleschen Jahrbücher" das berühmte Organ der jung-hegelianischen Schule, in denen Strauß, Feuerbach und Andere debütirt hatten, in Sachsen unterdrückt. Der Hauptredacteur, Arnold Ruge, beschloß, sie nach Paris zu verpflanzen. Der Dichter Herwegh, der Socialist Marx und einige Andere schlossen sich ihm an und man ließ ein Heft der neuen Revue unter dem Namen „Deutsch-französische Revue" erscheinen. Wieder ein Mal war diese erste Nummer zugleich die letzte. Es war die Zeit, als die socialistische Bewegung einen bedeutenden Theil der pariser Jugend ergriffen hatte und viele der Deutschen, die sich um die Redaction der Revue gescharrt, schlossen sich dieser Bewegung an. Selbst Cabet verdankte ihnen einige Ener-

gumenen. Die Verschiedenheit der Schulen gab nothwendiger Weise zu Spaltungen Veranlassung. Man verwandelte die Revue in ein kleines Blatt, das „Vorwärts", das unter Anderm den berühmten Russen Bakunin, den Ehrenbürger aller Revolutionen, zum Mitarbeiter hatte. Herr Guizot ließ die Redacteure ausweisen — auch ohne ihn würde die Redaction ihr Ende gefunden haben. Seitdem hat kein weiterer ernstlicher Versuch zur Gründung einer deutschen Zeitschrift in Paris stattgefunden. Hin und wider hat man wohl beabsichtigt, irgend ein kleines Blatt ins Leben zu rufen aber die Sache hat niemals eingeschlagen. und die Aussicht, daß sie jemals einschlagen könnte, geht täglich mehr verloren. Die Amnestien und das Wiedererwachen des politischen Lebens in Deutschland haben nach und nach Alle zurückgerufen, die sich nicht definitiv in Frankreich angesiedelt hatten oder ihrem Vaterlande entfremdet waren. Selbst in Paris, das ist leicht begreiflich, fanden sie jetzt weder dic Gastfreundschaft, noch den Reiz, noch die Belehrungen einer frühern Epoche.

Die Deutschen, welche jetzt in Paris residiren, haben keinen geistigen Vereinigungspunkt. Man hat zwar versucht, dem Turnverein eine solche Bedeutung zu geben, aber es ist ihm bisher nicht gelungen und dürfte ihm wohl auch in Zukunft nicht gelingen, alle Elemente zu vereinigen, die zur Erfüllung dieser hohen Mission nothwendig wären. Noch viel unbedeutender ist das kleine Theater im Beethovenschen Saale, das sich nie aus dem erbarmungswürdigsten Zustande zu erheben vermocht hat. Eine Institution, die lediglich den Zweck geselliger Unterhaltung verfolgte, würde mehr Aussicht auf Erfolg gehabt haben, denn wahrscheinlich hätten sie das kaufmännische Element, das in Paris sehr stark vertreten ist, in ihren Kreis gezogen. Als aber vor 4 oder 5 Jahren eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus der Colonie auf den Gedanken kamen, einen Cirkel zu gründen scheiterte das Projekt an der Autorisations-Verweigerung von Seiten der Polizei-Präfektur. Da

man sich dies Mißtrauensvotum nicht recht zu erklären wußte, hieß es damals, nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß unter dem Deckmantel der Präfektur die deutsche Diplomatie thätig gewesen sei. Vielleicht, weil an der Spitze der Listen ein paar demokratische Namen standen, vor denen ihr die Pflicht gebot, ihre Landsleute zu schützen,

V.

Das einzige allgemeine Band, das die Deutschen in Paris verbindet, ist eine wohlthätige Gesellschaft, die sehr wichtige Dienste leistet, denn sie gewährt jährlich 14,000 Armen Unterstützungen aller Art. Sie besitzt den Anfang eines Fonds, um ein Hospital, d. h. vor allem ein Asyl für arme Greise zu bauen. Den gewöhnlichen Kranken aller Nationen öffnet die pariser Gastfreundschaft ihre wohlthätigen Anstalten; aber die Zufluchtsstätten für die vereinigten Krankheiten, Alter und Armuth sind ausnahmsweise nur den Franzosen zugänglich. Der Wohlthätigkeitsball, den die deutsche Gesellschaft einmal jährlich veranstaltet; ist auch die einzige Gelegenheit, bei welchen sich die ganze elegante Welt dieser Nation zusammenfindet.

Es versteht sich von selbst, daß 40,000 bis 80,000 Deutsche nicht mit den musikalischen Genüssen zufrieden sein können, die für zwei Millionen gewöhnlicher Sterblichen genügen. Die Franzosen bilden sich ein, die Musik acclimatisirt zu haben, weil es ihnen gelungen ist, sich für klassische Concerte zu begeistern. Ein Deutscher glaubt aber noch nicht genug zu thun, wenn er rasend applaudirt oder krampfhaft bravo, brava, bravi schreit; für ihn ist ein mehrjähriger activer Dienst in einem Singverein oder Orchester-Verein das Geringste, was er leisten kann. Genau anzugeben, wie viel philharmonische Gesellschaften in Paris existiren, würde eben so schwer sein, als die Zahl der Deutschen zu bestimmen. Alle Fachkenner, die über diesen Punkt befragt werden, geben dieselbe Antwort: „Fünf, sechs, sieben —

aber es wird wohl noch Andere geben, die ich nicht kenne." Hier wäre nun auch der Ort vom Biere zu sprechen, denn beim Liede denkt man immer ein Bischen an den Schoppen. Aber der Schoppen hat aufgehört, eine deutsche Spezialität zu sein. Noch vor der Landwehr und der Hinterladung und ohne die Iterventionen einer Commission ad hoc hat Frankreich seinen Nachbarn den Kultus des Bieres entlehnt.

Die baierschen Brauereien liefern für die Consumtion von Paris eine Quantität Bier, die jahrein, jahraus in kolossaler Weise zunimmt,*) (dazu kommt noch, was im Innern fabrizirt wird) und die Agenten, welche diese Brauereien in Paris besitzen, haben sich in der letzten Zeit verzehnfacht. Die große Verbreitung dieses Getränkes hat übrigens die Existenz einiger geheiligten Orte, die von den wahren Anbetern eines orthodoxen Bock besucht werden, nicht gefährdet. Wenn Ihr gegen Mitternacht das Café du Grand Balcon besucht, werdet Ihr ein Uebergewicht blonder Köpfe bemerken und hin und wieder die klassische Pfeife mit langem Rohr, die dichte Rauchwolken ausstößt oder feierlich an einem Haken hängt, der in eine ehrwürdige Wandtafel eingeschraubt ist. Von allen Tempeln des Bierkönigs Gambrinus ist das Café du Grand-Balcon das aristokratischste. Seit einiger Zeit hat das Wiener Bier, um dem Münchener Bier auf dem Boulevard des Italiens Concurrenz zu machen, seine Zelte auf dem Platz der neuen Oper aufgeschlagen. Es fragt sich nun, wer in dieser Nachbarschaft den Sieg davontragen wird, ob der Genius aus dem Lande Mozarts oder der aus dem Lande Richard Wagners? Gehen wir in nordöstlicher Richtung weiter, so können wir diese Studien durch alle Nüancen der gesellschaftlichen Stufenleiter verfolgen. Einige Bierhäuser sind mit Filialen

---

*) 1866 hat die Einfuhr in Folge der langen Dauer der Cholera gelitten. Der Angabe nach sind in diesem Jahre allein aus Baiern 26,000 Fässer zu 67 Litres eingeführt. Auch aus dem übrigen Deutschland wird Bier nach Paris geschafft und das Meiste wird im Innern des Landes gebraut.

verbunden, von denen Sauerkraut und Bratwurst, die allen ehrlichen Herzen so theuer sind, geliefert werden. Die Getränke sind die Spezialität der Baiern und Frankfurter, die Eßwaaren die Spezialität der Wiener, der deutsche Kunstjünger, der in Paris häufig vorkommt, ist das Genie dieser Orte, der Commis bildet das rohe Material.

Früher war es Sitte, daß die deutschen Studenten der Medizin, wenn es ihre Mittel nur irgend erlaubten, ihre Studien mit einem oder zwei Semestern in Paris beendigten. Diese Sitte soll jetzt mehr und mehr abkommen. Ob das aber mit dem Aufschwung der medizinischen Fakultäten jenseit oder mit dem Niedergang derselben diesseit des Rheines zusammenhängt, ist eine schwer zu entscheidende Frage, die nicht zu unserer Competenz gehört. Der Gebrauch auf kürzerer Zeit nach Paris zu kommen, um Hospitäler und Kliniken zu besuchen, hat sich erhalten. Dies sowohl, wie der beständige Aufenthalt von etwa 20 deutschen Aerzten in Paris, die größtentheils ihre Landsleute behandeln, hat eine deutsche medizinische Gesellschaft in's Leben gerufen, die regelmäßige Sitzungen hält und dafür sorgt, daß jedes der beiden Länder von dem wissenschaftlichen Fortschreiten des Andern unterrichtet wird. Jede Woche werden interessante Berichte abgestattet und ein Mal jährlich findet ein Festmahl statt, das nicht weniger interessant ist. Die Rapporte und Discussionen sind deutsch, die Küche ist französisch und von einer Altersschwäche Vachette's ist nie die Rede gewesen.

Seit langer Zeit ist die Ophthalmologie eine deutsche Spezialität. Vor mehr als 30 Jahren, als Beer die Schule der Augenheilkunde in Wien gegründet hatte, brachte Dr. Sichel die Neuerungen derselben nach Paris. Auch die neue deutsche Schule, welche kürzlich die alten Traditionen umgestoßen und die bisher empirische Kunst zu einer exacten Wissenschaft gemacht hat, die sich auf die Fortschritte der modernen Physik basirt, ist in Paris glänzend vertreten. Dr. Liebreich, der seit Jahren an

den Forschungen der Meister Theil genommen, welche die neue Ophthalmologie geschaffen, ist mit außerordentlicher Schnelligkeit eine der medizinischen Sommitäten von Paris geworden. Seine Klink (Rue-Git-le-Coeur), die er allein gegründet hat und unterhält, hat bereits die Bedeutung einer Wohlthätigkeitsanstalt und öffentlichen Lehranstalt erlangt.

Andere Deutsche von hervorragendem Verdienst, die derselben Schule angehörten, unter ihnen die Doctoren Meyer und Weckher, haben in kurzer Zeit einen hohen Ruf in dieser Spezialität errungen und bedeutende Kliniken gegründet. Im Vorübergehen wollen wir noch bemerken, daß die Homöopathie, eine durchaus deutsche Erfindung, in Paris eine zweite Heimath und eine größere, gläubigere Anhängerzahl gefunden hat, als selbst in ihrem Geburtslande.

Nachdem wir von der Medizin gesprochen, scheint es geboten, auch von der Theologie ein Wort zu sagen. Aber da wir Alles auf einen Bogen zusammendrängen müssen, versteht sich die Religion, die einmal an Opfer gewöhnt ist, mit unwiderstehlicher Anmuth dazu, daß wir sie mit Stillschweigen übergehen. Den Protestantismus haben wir überdies bereits begrüßt, als wir die Straßenkehrer in Augenschein nahuen; Rom wollen wir unsern Tribut darbringen, indem wir von den Dienstboten reden. Die deutschen katholischen Priester in Paris haben sich die Spezialität eines Protectorats über Köchinnen und Kammermädchen vorbehalten. Das Kloster Saint-Joseph, in der Nähe der Rue Lafitte, dient als Depot für die deutschen Mägde und Bonnen, die eben ankommen oder ohne Stelle sind und kann den Hausfrauen mit gutem Gewissen empfohlen werden. Die südlichen Provinzen Deutschlands, welche die größte Zahl von Einwandrern liefern, sind fast durchgehend katholisch, mit Ausnahme von Würtemberg und eines Theils vom Großherzogthum Baden. Aus diesen Ländern, besonders aus der Moselgegend, aus Trier, Luxemburg und dem badischen Oberlande, lauter Gränzgebieten,

kommen die meisten der Bonnen, welche die Schwestern von Saint-Joseph unter ihrem Banner einreihen. Diese ganze Einrichtung, hat wie Alles, was der katholischen Organisation angehört, einen viel realistischern Charakter als die Mission der protestantischen Pastöre von la Villette. Während Letztere, vom Sektengeist getrieben, ein Werk der Erziehung und Besserung verfolgen, haben Erstere ihre Affilirung in Gestalt eines Dienstboten-Büreaus eingerichtet. Wahr ist, daß sich eine Armee von Straßenkehrern leichter überwachen läßt, als eine Legion junger Mädchen.

Man wird in Paris wenig deutsche Haushaltungen finden, die nicht wenigstens einen Dienstboten aus dem Vaterlande besäßen, denn der Fremde gewöhnt sich schwer an das halsstarrige und geringschätzige Wesen der pariser Domestiken. Der vertrauliche und impertinente Typus, den Molière verewigt hat, ist, wie leicht begreiflich, keine müßige Erfindung des Dichters; er hat denselben vielmehr aus dem Charakter und den Sitten seines Landes, besonders aus dem seiner geliebten Vaterstadt geschöpft. Das Lustspiels keines andern Landes bietet ein ähnliches Beispiel dar, es wäre denn etwa die Figur des vertrauten Sklaven, der wir in der alten römischen Komödie begegnen. Um sich der Tyrannei der pariser Dienstboten zu entziehen, versorgen sich die in Paris lebenden deutschen Familien, besonders in Bezug auf das weibliche Element, fortwährend mit vaterländischen Dienstboten. Dies ist eine der Ursachen, warum in den offiziellen Registern der Deutschen in Paris die Frauen fast ebenso zahlreich vertreten sind, als die Männer. Die Listen der letzten Zählung ergeben 18,591 Männer und 15,628 Frauen. In einer Bevölkerung von Fremden pflegt immer das männliche Element, als das beweglichere zu prädominiren, aber das eben angegebene Verhältniß erklärt sich durch das oben Gesagte.

Dieser Zustand der Dinge hat um so größern Einfluß auf das Phänomen, das uns hier beschäftigt, weil

die moralischen Einflüsse, die auf diesem Gebiet ins Spiel kommen, einen beständigen Wechsel nothwendig machen. Die Durchschnittszeit, die erforderlich ist, um ein gutes deutsches Mädchen zu verderben, das eben aus der Heimath gekommen ist, kann auf etwa drei Jahre angenommen werden. Bei ihrem Debüt kann sie weder ein Wort französisch, noch versteht sie sich auf die geringste List, um ihre Herrschaft zu betrügen, noch ist sie darauf eingeübt, einen Liebeshandel durchzuführen. Nach sechs Monaten bedient sie sich eines Kauderwelsch, das völlig unverständlich und häufig mit allen Sprachgewürzen der 5. Etage gepfeffert ist. Nach 18. Monaten versteht sie sich vortrefflich auf die Kunst, Korbgeld zu machen und ist noch ein Jahr verflossen, so beköstigt sie ihren Municipal-Gardisten oder Fleischergesellen — vielleicht Beide auf ein Mal. Läßt ihr die Herrschaft, um den Fortschritt zu beschleunigen bei irgend einem Club-Koch oder Restaurant eine kulinarische Ausbildung ertheilen, so vollendet sich auch die moralische Erziehung mit doppelter Geschwindigkeit. Auf diesen Punkt gelangt, läßt unsere blauäugige Blondine ihre Herrschaft im Stich und verliert sich in der großen Kloake des pariser Dienstbotenpacks, für welches die achtägige Kündigungsfrist zugleich Lebensprincip und Verderben ist. In einem Lande, wo wie in Deutschland, die gesetzliche Kündigungsfrist 3 Monat oder 6 Wochen beträgt, kann die Feindseligkeit zwischen Herr und Diener, nie zu der Höhe und Schärfe gedeihen, wie in den Ländern, wo kurze Kündigung Gebrauch ist. Mit Leuten von so übeln Eigenschaften, würde freilich das einmal zerrißne Band nicht lange mehr zu ertragen sein. Wenn nun jede deutsche Familie wenigstens ein Dienstmädchen gebraucht und dasselbe alle drei Jahre erneuern muß, so kann man die Zahl der Individuen berechnen, welche durch diese Verhältnisse ihrem Vaterlande entführt und zu Höllenkandidatinnen gemacht werden.

Außer den gewöhnlichen Domestiken ist der klassische deutsche Kellner zu erwähnen. Auch sein Name ist

Legion. Er besorgt die Aufwartungen in allen Hôtels ersten und zweiten Ranges, aber er fehlt gänzlich in den Cafés und Restaurants. Hier sind Franzosen unentbehrlich. Das lärmende, lustige, geckenhafte Factotum, überraschend durch Laune und Geistesgegenwart, das direkt aus dem Theater des Palais Royal hervorgegangen scheint, um sich von da aus in der Nachbarschaft der Arkaden und endlich über ganz Paris zu verbreiten, ist eine specifische Schöpfung des französischen Repertoirs. Dagegen stammt der Aufwärter im Hôtel, der höflich, unterwürfig, diskret ist; nichts sagt, aber mehrere Sprachen spricht und die Gewohnheiten von drei oder vier Nationen kennt, fast immer aus deutschem Blute. Der Franzose ist ein geschickter und erfinderischer Diener, in schwierigen Momenten wird er, wie kein Andrer, Mittel und Wege finden, Euch aus der Verlegenheit zu ziehen. Der Deutsche ist umsichtig, fürsorglich, pünktlich, und stellt sich von vornherein die Aufgabe Euch das Leben bequem zu machen. Diese physiologische Verschiedenheit erklärt das große Uebergewicht der deutschen Badeorte. Ueberall wird der Fremde ausgeplündert, aber nur in Deutschland geschieht es mit Ehrerbietung. Sobald die germanische Race das rechte Maaß eines Bettes und die rechte Stärke einer Tasse Caffé begreift, wird sie an der Spitze der europäischen Gastlichkeit stehen. Der Beruf des Kellners steht übrigens so hoch in der gesellschaftlichen Hierarchie, daß auch Söhne wohlhabender Eltern nicht erröthen, die elegante Jacke anzuziehen, bis sie sich zum Frack des vornehmen Oberkellners erhoben, der von den Gästen „Herr" titulirt wird. Es kommt häufig vor, daß Millionäre unter den Gasthofsbesitzern am Rhein ihre Söhne eine Lehrzeit als Kellner durchmachen lassen. Die deutschen Kellner von Paris gehören zu der großen Association, die alle Kellner der Hauptstadt umfaßt; eine ganz eigenthümliche Gesellschaft, die sehr gut eingerichtet und für die Mitglieder von großem Nutzen ist. So dient sie unter Anderm als Vermiethungs-Büreau und

leitet die Vertheilung der fliegenden Kolonnen, die bald in dem einen, bald in dem andern Etablissements gebraucht werden; sie ist es auch, die das ganze Personal der Restaurants, Cafés und Estaminets von Paris vom Kopf bis zu den Füßen bekleidet.

VI.

Auch in andern Professionen sind die deutschen Arbeiter reich vertreten, eine halb unstätte, halb ansäßige Bevölkerung, je nachdem das Geschick sie nach der Heimath zurückführt oder in Paris festhält. Die Specialität des deutschen Schneiders ist bekannt. Die Deutschen haben sowohl dem Gebiet des Beinkleides, wie dem der Finanzen die größten Namen gegeben und durch einen Zufall, der vielleicht keiner ist, haben sie sich in demselben Stadtviertel, dem Quartier Feydeau angesiedelt. Wenn man die Rue Lafitte und die der Chaussée d'Antin verläßt, um nach der Börse zu gehen, so kommt man von dem Sitz der hohen deutschen Finanzwelt an einer Reihe von Schneidern vorbei, die von demselben Gewächs sind. Der Schuhmacher, der zu Haus arbeitet, der Kunsttischler, der Stellmacher, der Wagenbauer und viele andere Arbeiter derselben Nationalität, bewohnen vorzugsweise das Fauboug Saint-Antoine. Der französische Meister liebt den deutschen Arbeiter, der fleißig, gehorsam, vor allem stetig bei der Arbeit ist und nur selten dem blauen Montage opfert. In Betreff der Geschicklichkeit kommt er jedoch dem französischen Arbeiter nicht gleich. Wenn es sich darum handelt einem Gegenstande die letzte Vollendung zu geben, jene Grazie, die den Reiz der pariser Erzeugnisse ausmacht, zieht der Meister die Hand des Franzosen vor, selbst in der Kunsttischlerei, die eine der deutschen Specialitäten ist.

Wir haben die Finance erwähnt. Da diese Branche heutzutage den Vordergrund der Oeffentlichkeit einnimmt, bleibt auch dem Profanen nur wenig darüber mitzutheilen. Der Name des Mannes, den man so

bezeichnend: den König der Banquiers und den Banquier der Könige genannt hat, würde genügen, um einen Maaßstab für den commerziellen Einfluß zu geben, den das deutsche Element in Paris ausübt. Dieser Einfluß ist übrigens keine Eigenthümlichkeit der hiesigen Zustände; in England, in Holland, in Amerika, einem Terrain, das viel schwerer zu behaupten ist, als Frankreich, hat das Handelstalent der Deutschen eine hervorragende Stellung erobert. Ehemals waren die Nomaden Hirten, jetzt werden sie Banquiers, Commissionäre oder haben Import-Geschäfte. Die City von London, die Quais von Rotterdam und Amsterdam, die Häfen von New-York, Fernambuck, Shangaï und Yokohama sind mit deutschen Firmen übersäet. Der Engländer, so unternehmend er auch sein mag, geht doch nur in gewisse Gegenden; der Deutsche geht nach allen Orten der Welt. Da ihm Paris ohne Seehafen nicht genügte, hat er in Hâvre eine zweite, große Colonie gegründet. In Betreff der großen Bankhäuser von Paris drängt sich jedem, der die Namenslisten derselben durchsieht, die seltsame Bemerkung auf, daß diese Branche fast ausschließlich in den Händen zweier Nationen, der Schweizer (besonders der Genfer) und der Deutschen ist. Die großen französischen Häuser sind fast alle verschwunden. Man erinnere sich nur an die Lafitte, die Gouin, die Ganneron, die Leroy de Chabrol und viele Andere! Wenn wir die anonymen oder Commandit-Gesellschaften bei Seite lassen, werden wir nur wenige Persönlichkeiten der hohen Finanz auffinden, die rein französischer Abstammung wären; fast Alle sind Schweizer oder Deutsche. Diese Erscheinung ist nicht ohne innern Zusammenhang mit dem National-Charakter. Derselbe Grund, der den Franzosen hindert, fremde Sprachen zu lernen, oder in irgend einer Weise aus seiner Individualität heraus zu gehen, macht ihn auch zu gewissen Operationen untüchtig, deren Hauptaufgabe, die man sehr richtig „Arbritage" genannt hat, in einem unabläßigen Abwägen der Courschwankungen besteht, welche in allen Theilen

der Erde stattfinden. Der Weltblick und Cosmopolitismus, die zu dieser Uebersicht nothwendig sind, vertragen sich nicht mit einem compacten und von sich selbst erfüllten Geiste. Das französische Wesen, dem vor Allem die Klarheit, Genauigkeit, mit einem Wort, die Gabe der Analyse eigen ist, taugt nicht in demselben Grade zu umfassenden Combinationen auf einem unbegrenzten Gebiete. Der Franzose ist Spieler, d. h. er macht seine Combinationen am Orte selbst, aber weitausgreifender Speculant ist er nicht. Dasselbe Phänomen wiederholt sich im Waarenhandel. Wo es darauf ankommt das Ausland in eine Operation hineinzuziehen, wird er fast immer verlangen, daß die contrahirende Partei in seiner Sprache, seinen Maaßen und seinen Münzen mit ihm rede. Der pariser Fabrikant oder Importeur, der mit fremden Ländern zu thun hat, führt nicht allein seine Correspondenz in französischer Sprache, sondern verlangt auch, daß seine Rechnung in Francs, Mêtres und Kilogrammes ausgestellt werde; der Andere mag sich accommodiren und übersetzen. Dieser läßt sich nicht lange bitten, denn diese Nachgiebigkeit selbst ist eine Waare, die so theuer als möglich verkauft wird. Für den Deutschen, den jede neue Incarnation beglückt, ist ein solcher Handel ein wahrer Fund und Tausende von Agenten, die in Paris ansässig sind, machen daraus eine Quelle des Verdienstes, indem sie den hiesigen Handel mit allen Enden der Welt verknüpfen.

Seit die satyrische Literatur darauf angewiesen ist, ihre Nahrung nur aus Nebensachen des öffentlichen Lebens zu ziehen; seit durch ein, sicherlich nicht ganz zufälliges Zusammentreffen die Welt der Agiotage der Zielpunkt der socialen Interessen geworden, seit dieser Zeit ist auch der deutsche Börsenmann zu der Ehre gelangt, das zu sein, was die Engländern einen „öffentlichen Charakter" nennen. Er gilt im Allgemeinen für außerordentlich geschickt und für einen starken Baissier. Es ist etwas Wahres in diesem Urtheil und die Physiologie des Agioteurs der verschiedenen Länder wäre eine

passende Studie für einen europäischen Führer, der nach dem Vorbilde dieses Buches geschrieben würde.

Wenn die Deutschen auf diesem Terrain, dem Gegenstande so großer Abneigung und so großen Neides, den Chronisten und Moralisten Stoff geliefert haben, so giebt es ein anderes Gebiet des nationalen Lebens, auf dem sie sich einen noch größeren Antheil wahren Verdienstes und höhern Ruhmes gesichert. Im Studium der altfranzösischen Sprache und Literatur sind sie gewissermaßen den Franzosen vorangegangen. Dies erklärt sich durch die ganz besondere Befähigung der Deutschen für alle philologischen Studien. Als eines Tages der berühmte Russe, der auch diesem Buche einige Blätter gegeben hat, mit mir in Genf spazieren ging, blieb er vor einem alten Hause stehen, zeigte mir eine unleserliche Inschrift über der Thüre und sagte: „Bitte, entziffern Sie mir das!" „Sollte ich das besser können als Sie?" gab ich zur Antwort. „Gewiß!" rief er in seiner scherzhaften Weise;" sind denn nicht alle Deutsche Philologen, wie alle Russen Trunkenbolde sind?" — Jedenfalls hatte er in soweit Recht, als die jüngste der Wissenschaften, die vergleichende Sprachforschung, eine deutsche Schöpfung ist. Nachdem diese Wissenschaft herausgefunden, daß alle Sprachen Schwestern sind, hat sie nicht versäumt, diese Entdeckung praktisch zu verwerthen und ist damit der Anwendung jener andern Theorie, daß alle Menschen Brüder sind, weit vorangeeilt, einer Theorie, die zwar längst anerkannt, aber jetzt weniger als je befolgt wird. Die deutsche Gelehrsamkeit hat das französische Idiom mit derselben Liebe studirt, die sie der eignen Sprache entgegen trägt und hat die ganze französische Literatur vergangener Jahrhunderte durchforscht und commentirt. Wie Schiller und Goethe nicht verschmäht haben, Racine und Voltaire zu übersetzen, sind auch Schlegel und Uhland bis zu den Anfängen der französischen Literatur niedergestiegen. Die Fabliaux und Romane sind Gegenstand der eingehendsten Forschungen geworden. Ein Deut-

scher, Dietz, ist noch jetzt die erste Autorität in Bezug auf provençalische Sprache und Poesie, überhaupt auf Alles, was der Zeit der Troubadours angehört. Ein anderer Gelehrter, Brinckmeyer, hat diese Studien in seinem Werke: „Die provençalischen Troubadours, ihre Sprache, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Leben und ihr Einfluß" weiter geführt. Eine Zeitschrift, die Lemcke in Leipzig herausgiebt, beschäftigt sich ausschließlich mit dem Englischen und den romanischen Sprachen. Hochgestellte Dichter und Schriftsteller haben provençalische und bretonische Gedichte übersetzt; wir nennen nur Schack, Paul Heyse, Hartmann und Pfau. Endlich ist es unmöglich den großen Antheil, den die Deutschen am Studium der orientalischen Sprachen in Frankreich gehabt haben, mit Stillschweigen zu übergehen. Die Namen Mohl, Oppert, Bréal, Munk und Derenburg sind das ruhmwürdige Contingent, durch welches Deutschland unter den pariser Orientalisten vertreten wird.

Wenn wir von diesen Höhen der Wissenschaft in das Gebiet der Tagesliteratur herunterstеigen, bleibt die Zahl der deutschen Mitarbeiter an französischen Blättern noch immer eine ziemlich große, wenn sie hier auch von geringerer Bedeutung sind. Indessen üben sie doch, sowohl in Folge dieser Mitarbeiterschaft, wie durch ihre vielseitige Thätigkeit im Lehrfache einen Einfluß auf die Bildung des Volksgeistes. Dieser aber — und das ist ein Zug der ihm Ehre macht — kümmert sich nicht um die Verschiedenheit der Racen, vorausgesetzt, daß sich dieselben seinem Wesen anzupassen wissen.

Wie Vielen ist bekannt, daß in den letzten Jahren die beiden größten französischen Preise von Deutschen errungen wurden? Der Preis für das wissenschaftliche Werk, das Frankreich am meisten zur Ehre gereicht, ein Preis der zum ersten Male Thiers zugefallen war, wurde im folgenden Jahre Oppert, dem Erklärer der Keilschrift, einem Deutschen vom reinsten Wasser, verliehen. Ebenso verhält es sich mit Ruhmkorf, der für die geschickteste und nütz-

lichste Anwendung der Elektricität gekrönt wurde. Niemand hat auf diesen Umstand geachtet, Niemand hat eine Ahnung von der Anzahl deutscher Federn, die sich an der Tagesliteratur betheiligen. Höchstens beachtet man den Kämpen der Causeries, der seine Waffe mit soviel Feuer und soviel Witz zu gebrauchen weiß, daß man sich versucht fühlt, an der specifisch „gallikanischen Originalität" zu zweifeln.

Wir wollen weder auf der einen noch auf der anderen Seite über die nationalen Verschiedenheiten klagen, welche in dieser Weise unbemerkt verschwinden. Es ist für beide Theile das Ehrenhafteste, was geschehen kann und hängt mit einer der größten Tugenden des französischen Volkes zusammen. Kein anderes Volk der Welt beweist dem Fremden eine solche Gastlichkeit des Herzens, eine so naive Güte, deren erstes Verdienst ist, daß sie sich selbst nicht kennt.

Es giebt Fürstenthümer in Deutschland, in welchen der Niederlassung eines Schuhmachers aus dem angrenzenden Herzogthum viel größere Schwierigkeiten entgegen stehen, als einem deutschen Gelehrten, der an der Universität von Frankreich zu lehren wünscht. Die Natur hat dem Menschen alle Arten von Eigenliebe eingeflößt, diejenige aber, die dem französischen Charakter historisch nachgewiesen werden kann, gehört wenigstens zu der guten Art, welche mehr Tugenden als Fehler erzeugt. Durch ganze Generationen hat dies Volk in einer so absoluten Ueberzeugung seiner universellen Ueberlegenheit gelebt, daß ihm nie der Gedanke in den Sinn gekommen ist, den Fremden als einen Eindringling mit eifersüchtigen Blicken anzusehen. Es hat es im Gegentheil ganz natürlich gefunden, daß man zu ihm kam, um sich zu unterrichten, zu bereichern und zu unterhalten. Die Fremden waren ihm Franzosen in spe, berufen zur gegebenen Stunde ihren Antheil am Glück der französischen Nation zu empfangen. Dies war im Grunde auch die Meinung der Revolution und ist der eigentliche Sinn des Bürgerrechts, das sie Klopstock und

Schiller verliehen hatte. Jetzt verliert sich diese Ansicht mehr und mehr. Großes öffentliches Unglück hat zur Bescheidenheit ermahnt und man ist seiner selbst nicht mehr sicher genug, um den Fremden Bürgerkronen anzutragen. Ein Grund mehr für den Ausländer, die guten Eigenschaften des französischen Volkes anzuerkennen. Eine der bezaubernsten unter denselben ist jene herzliche, heitere Zuvorkommenheit gegen Alle, die das gastfreundliche Land betreten und was ihnen diesen Empfang bereitet, ist nicht wie bei anderen Nationen, eine überlegte Billigkeit, sondern das eigenste Naturel, das gutmüthig-anmuthige Wesen des liebenswürdigsten Volkes der Welt.

Uebersetzung von Claire von Glümer.

Die russische Kolonie

von

Iskander (A. Herzen).

Lieber Freund, Sie nehmen mich ja ohne Weiteres beim Kragen wie ein Gendarme. Ich lebe als Alpenbewohner in der Schweiz, denke an nichts Böses und plötzlich treten Sie mir in den Weg: „Ihre Papiere, wenns gefällig ist!“ — welche Papiere? „Skizzen, Bleistiftzeichnungen, Kohlenzeichnungen, Federzeichnungen.“ Was für Skizzen denn aber? — „Nun, von den Russen in Paris . .“

Aber, bester Freund, außer meiner Persönlichkeit scheinen Sie wirklich Alles vergessen zu haben! Was fällt Ihnen denn ein? Ich kenne weder die Russen von heute, noch das umgebaute Paris. Ich habe nichts als Erinnerungen, verwelkte Blumen; Cartons, die halb verwischt, des halben Interesses beraubt sind.

Wissen Sie wohl, daß es schon zwanzig Jahre her ist, seitdem ich — ein frommer Pilger des Nordens — zum ersten Male nach Paris kam und fünfzehn Jahre, seitdem sich mir das Klima dieser Stadt als ungesund erweist?

Ja, es war im März 1847*). Ich öffnete ein altes, schweres Fenster des Hotel de Rhin und erbebte: der dunkle Mann von Bronze, mit den gekreuzten Armen, den Hut in die Stirn gedrückt, stand vor mir auf der Säule. Es ist also Wahrheit, Wirklichkeit — ich bin in Paris — — in Paris! Alles Blut stieg mir zu Kopfe.

Es giebt also doch ein Gefühl, das die Eingebornen von Paris nicht kennen — sie, die sonst Alles zum Ueberdruß durchgekostet haben. Das Gefühl, das wir hatten, wenn wir zum ersten Male nach Paris kamen. Von Kindheit an war Paris unser Jerusalem; die große Stadt der Revolution, das Paris des Ballspielhauses von 1789 und 1793.

Berlin, Köln, Brüssel zu sehen, ist sehr interessant, aber man kann es entbehren. Sobald man jedoch nach Paris kam, hatte man das Gefühl am Ziel zu sein und packte ruhig seine Koffer aus. Ueber Paris hinaus gab es nichts mehr; selbst London war in diesen glückseligen Zeiten noch unbekannt. Seine Entdeckung datirt erst von der Ausstellung von 1852.

Seit Paris Universalstadt geworden, ist es weniger Frankreich, weniger Paris. Die Art und Weise seiner Beziehungen hat sich geändert. Es ist ein großes ökumenisches Hotel, die Karawanserei von ganz Europa und von zwei, drei Amerikas. Seine eigne Individualität hat sich in dieser fremden Menge verloren, mit derselben verschmolzen; sie gestattet der fremden den Vortritt und diese nimmt ihn an.

Als die Alliirten 1814 auf dem Revolutionsplatze

---

*) Diese Erinnerung nehme ich aus einem ungedruckten Bande meiner „Souvenirs."

bivouakirten, hatten sie das lebendige Bewußtsein, sich in einer fremden Stadt zu befinden. Die große Touristen-Armee dagegen, die Eroberer von der Eisenbahn, sind überzeugt, daß ihnen Paris eben so gut gehört, wie der Waggon und die Kajüte. Sie behaupten, daß sie Paris nothwendig sind, daß es sich für sie in neue Backsteine kleidet, seine historischen Mauern niederreißt und seine Geschichte verwischt.

Wenn ich Paris jetzt durchwandere, erkenne ich meine Russen kaum wieder. Laut sprechend mit erhobnem Kopfe gehen sie umher, als ob sie in Kasan oder Riasan wären; sie verbreiten eine Atmosphäre von Juchten und türkischem Taback, von Sibirien und der Tartarei, die kaum durch den schweren, narkotischen Nebel des deutschen Elements, das Paris gleichfalls überfluthet hat, neutralisirt werden kann. Aber eigentlich sind sie zu entschuldigen, diese wackern „Thusanier", denn Alles erinnert sie an ihr schönes Vaterland: die Samovars, der Caviar, die Schilder mit den närrischen Buchstaben, die den Franzosen die Güte des chinesischen Thees anzeigen sollen. Zu meiner Zeit, 1847, war noch nichts von alledem zu finden. Paris war exclusiv, monoglotisch, ein Bischen hochmüthig und das um so mehr, da es zu Ende des Jahres schon etwas Fieber verspürte. Man mußte denn auch die Ehrerbietung, die Ehrfurcht, die Anbetung und Bewunderung der nach Paris kommenden jungen Russen sehen! Große Herren, die sich in Deutschland — diesem Vorzimmer von Paris — nicht im Mindesten genirt hatten, begannen ihre Diener Sie zu nennen, sobald sie die Octroi-Mauer durchschritten; dieselben Diener, die in Moskau von ihnen geprügelt wurden. Am Tage nach ihrer Ankunft ergaben sich die unnahbarsten Bojaren, wie die unverschämtesten und grausamsten, einer wahren „Anbetung der heiligen drei Könige" bei allen Berühmtheiten, einerlei, welchem Genre und welchem Geschlecht sie angehören mochten, von Desirabode dem Zahnarzt, bis zu Ma-pa dem Propheten.

Die kleinsten Lazaroni der literarischen Chiaja, jeder Lumpensammler des Feuilleton, jeder Tagelöhner des Journalismus imponirte ihnen. Sie beeilten sich, ihm — und wenn es um 10 Uhr Morgens war — ein Glas Röderer oder Veuve Cliquot anzubieten und sie schätzten sich glücklich, wenn er es annahm.

Die armen Leute! in ihrer Verehrungs-Manie waren sie wirklich zu beklagen. Zu Haus bot sich ihnen nichts Schätzenswerthes, als die brutale Gewalt und deren äußere Abzeichen: Rang und Orden. Darum wurde der junge Russe, sobald er die Grenze überschritten hatte, von einer fieberhaften Götzendienerei ergriffen; vor allen Menschen und allen Dingen gerieth er in Extase: vor den Portiers, vor der Hegel'schen Philosophie, vor den Gemälden des berliner Museums, vor Strauß dem Theologen und vor Strauß dem Musiker. Sein Organ der Ehrfurcht war auf dem Wege nach Paris in stetem Wachsthum begriffen. Das Suchen nach Berühmtheiten war die Qual unserer Anacharsis'. Ein Mann, der mit Pierre Leroux, oder Balzac, oder Victor Hugo, oder Eugène Sue gesprochen hatte, fühlte, daß er seines Gleichen nicht mehr gleichstand. Ich habe einen ehrlichen Professor gekannt, der einen Abend bei George Sand zugebracht hatte. Dieser Abend theilte seine ganze Existenz in zwei Hälften, wie ein geologischer Kataclysmus. Es war der Kulminationspunkt seines Lebens, seine feststehende Erinnerung, zu der alles Frühere aufstrebte und von der alles Spätere ausging.

Glückliche Zeiten einer naiven Religion der „Heroworship" und der großen Stadt.

Der Russe dieser Zeiten that mehr, als nur in Paris zu leben. Neben dem positiven Genuß hatte er die reflektirte Empfindung, das innerste Bewußtsein in Paris zu sein — ein Gefühl behaglicher Würde, das ihn jeden Morgen antrieb, dem lieben Gott und den wackern Bauern zu danken, die ihre Abgaben pünktlich bezahlten.

Seitdem hat sich Alles verändert . . selbst die Aus-

gaben. Der Russe ist sparsam geworden, geizig sogar. Auf die Emancipation ist die Arithmetik gefolgt.

Und ich glaube, daß es eine noch fernere Zeit gegeben, die noch schöner war, als die unsere von 1847. Ich sehe mit Schmerzen, daß die slavische Welt ausartet, abnimmt und nach dem Ausdruck von Madame Figaro „so wird wie andere Leute."

Hier ein Beweis dafür — ich nehme mein Beispiel aus Polen. (Wenn doch die Russen im Allgemeinen von Polen nichts als Beispiele nähmen!)

Kennen Sie die Geschichte der Passage Radziwil? Wahrscheinlich nicht! so hören Sie denn, was sich zur Zeit der Regentschaft zugetragen: Fürst Radziwil, der kolossalste, wildeste, großartigste, prächtigste Typus der polnischen Magnaten, beschloß, nachdem er sich mit dem König von Polen herumgebalgt hatte, der zweimal ärmer war als er, auf einige Jahre außer Landes zu gehen. Wie sich von selbst versteht, wählte er Paris zum Verbannungsorte und um denselben schneller zu erreichen, traf er das folgende wunderliche Auskunftsmittel. Er befahl, so viele Häuser anzukaufen, als Relais auf dem Wege waren. (Der Fürst reiste mit eignen Pferden — es konnten hundert, vielleicht auch zweihundert sein.) Er entschloß sich zu dieser ökonomischen Maßregel, weil er nicht gewöhnt war, unter einem fremden Dache zu schlafen. Endlich, nachdem die Häuser gekauft und die Relais eingerichtet waren, kam der Fürst nach Paris. Hier große Freundschaft mit dem Regenten. Der Herzog von Orléans konnte sich nicht satt sehen, an den ungeheuren Quantitäten Ungarwein, die Radziwil zu sich nahm und die er, um sich zu erholen und zu beruhigen hin und wieder mit Gläsern voll Brantwein vertauschte. Auch sah der Regent leidenschaftlich gern Karten spielen. Radziwil verlor enorme Summen, ohne darauf Acht zu geben und befahl mit der größten Kaltblütigkeit seinen zwei riesenhaften Heiducken Säcke voll Gold herbei zu bringen.

Mit einem Wort, der abgelebte Regent und der

unverwüstliche Fürst konnten sich nicht entbehren. Wenn Radziwil ausblieb, schickte ihm der Regent Boten auf Boten. Eines Tages aber hatte der Fürst seinem Freunde eiligst zu schreiben. Er faltete den Brief und rief einen der Kosacken seines Gefolges.

„Weißt Du, wo der Regent wohnt?" fragte er ihn.

„Nein, Fürst."

„Kennst Du das Palais Royal?"

„Nein, Fürst."

„Einerlei! frage nur darnach; jeder kann es Dir zeigen. Ueberdies ist es nur zwei Schritt von hier — dort drüben."

Der Kosack kam traurig zurück; er hatte das Palais Royal nicht finden können.

Der Fürst ließ ihn heraufkommen.

„Sieh aus dem Fenster, Rindvieh! siehst Du das große Haus?"

„Ja, Fürst."

„Da wohnt der Regent. Er ist hier, wie bei uns der König — versteht Du? und das ist sein Palast. Nun mach' daß Du hinkommst."

Aber sobald der Kosack aus dem Hause trat, verlor er das Palais Royal. Er kam zurück, ohne den Regenten gefunden zu haben und war in solcher Verzweiflung, daß er einige Anstalten machte, sich aufzuhängen. Der Fürst war jedoch in guter Laune. Er ließ seinen Intendanten kommen, befahl ihm, einige Häuser zu kaufen und zwischen seiner Wohnung und dem Palais Royal eine Passage einzurichten. Als sie fertig war, rief der Fürst voller Freude: „Nun wird doch das Rindvieh von Kosack den Weg zum Palais Royal finden können!"

Tempi passati! und was das Wunderlichste ist, die Bauern wünschen diese Zeiten nicht zurück. Die slavischen Bauern sind so materialistisch!

Uebersetzung von Claire v. Glümer.

Die Orientalen in Paris

von

Gräfin Dora d'Istria.

Niemand wird die Wichtigkeit der Rolle bestreiten, welche Paris in der abendländischen Welt gespielt hat. Es ist bekannt, daß die Universität von Paris, die unter ihren Zöglingen so viele berühmte Ausländer gezählt hat, der erste Heerd der Renaissance war. Der Einfluß der pariser Literatur unter Ludwig XIV., die von Voltaire und den Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts über Europa ausgehende geistige Bewegung, der unermeßliche Wiederhall der Revolutionen, deren Schaubühne Paris gewesen ist, bezeugen hinreichend, das die alte Lutetia mehr als einmal das Herz und das Haupt der abendländischen Welt geworden.

Minder achtsamen Beobachtern wird freilich die von Paris auf den Orient ausgeübte Wirkung nicht sofort in die Augen springen. Dennoch war auch diese Wirkung eine beträchtliche und nachhaltige. Ohne von den Zeiten zu reden, welche unserem Jahrhundert vorangingen, Zeiten, die gleichwohl eine große Anzahl interessanter Thatsachen lieferten, werde ich nur die der französischen Revolution nachfolgende Epoche ins Auge fassen.

Diese Revolution hatte dem Geiste des griechischen Alterthums so viel Gedanken entlehnt, daß das sichtliche Wiederauferstehen der Ideen ihrer Väter die intelligenten Hellenen betroffen machen mußte. Auch fing Paris von diesem Zeitpunkte an, die Blicke aller derjenigen auf sich zu ziehen, die in den griechischen Ländern der Wissenschaft oblagen oder sich für Politik interessirten. Der geringste Begriff von den Bestrebungen und dem Leben des Thessaliers Rhigas des Befreiers, dieses vorkämpfenden Märtyrers des nationalen Aufstandes der Hellenen, reicht hin, um uns zu überzeugen, daß die Lieder, die seinen Namen tragen, gleichsam ein

Echo der Marseillaise sind, und daß Paris, indem es gegen das verbündete Europa kämpfte, in seinem Geiste die Hoffnung erweckte, Athen einst für den christlichen Orient zum Heerde der Aufklärung und patriotischen Begeisterung werden zu sehen.

Koraïs, ein Zögling von Montpellier, der sich am Vorabend der Revolution in Paris niederließ (1788), setzte das Werk des Rhigas fort. Koraïs, vornehmlich für die Wiedergeburt seiner nationalen Sprache und Literatur bestrebt, lebte andauernd in Paris, ohne jemals aufzuhören, Frankreich für sein philhellenisches Werk zu interessiren, ohne einen Augenblick zu vergessen, die Ideen, die er selber in Paris einsammelte, unter seinen griechischen Brüdern zur Geltung zu bringen. Die Traditionen der Schule des Koraïs sind nicht mit ihm erstorben. Paris ist dem athenischen Gedankenkreise so vertraut geblieben, daß ein Mann des griechischen Staates, Alexander Rizos Rhangavis, sein großes Werk über die hellenischen Alterthümer (Antiquités helléniques) in französischer Sprache geschrieben hat. Rhangavis hat durch seine Arbeiten den Titel eines korrespondirenden Mitgliedes des Instituts errungen, eine Ehre, welche auch einem ionischen Gelehrten, dem verstorbenen Moustoxidis zuerkannt wurde. Bedienen sich die Hellenen in der politischen Sphäre, wenn sie ihre Sache vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung vertheidigen wollen, nicht der Sprache, die nach dem Griechischen und Lateinischen die universelle Sprache geworden ist? Zeigt nicht A. Zannetaki Stéphanopoli jeden Tag in der „Indépendance hellénique“, daß der pariser Liberalismus sehr gut an den Ufern des Ilissus verstanden wird? Selbst wenn es sich um Publikationen in griechischer Sprache handelte, hat Paris dem hellenischen Orient ein gutes Beispiel gegeben. Giebt es eine einzige griechische Stadt, in der mehrere Jahre hindurch ein so schönes Werk erschienen wäre, als der bis zum 7. Oktavbande gelangte National-Kalender (Calendrier national) von Marino P. Vréto,

dessen Erfolg von der ganzen Presse, sowohl von einem Theodor Kind wie von einem Saint-Marc-Girardin anerkannt worden ist?

Die Albanesen, welche mit den Rumänen die Gruppe der pelasgischen Nation auf der orientalischen Halbinsel bilden, haben ehedem mit Paris in den freundschaftlichsten und ihrem Lande ersprießlichsten Beziehungen gestanden, wie es Lavallée in seiner Geschichte der Türkei (Historie de la Turquie) bewiesen hat. Diese Beziehungen sind nach der französischen Revolution nnd der Eroberung der ionischen Inseln durch die Soldaten der Republik erneuert worden. Die merkwürdigen Memoiren über Griechenland und Albanien, von dem Elsasser Cerfbeer, bezeugen das glühende Verlangen Ali-Pascha's, sich der Franzosen zu bedienen, um ihm zur Wiederherstellung eines mächtigen pelasgischen Staates im Süden der Halbinsel, — zusammengesetzt aus den Albanesen, Hellenen und den transdanubischen Rumänen — zu verhelfen. Ein anderer berühmter Albanese, Mehemet-Ali, der in seiner Jugend fortwährende Verbindungen mit einem französischen Kaufmanne, Namens Lion hatte, war von einer. solchen Leidenschaft für Frankreich beseelt, daß man das Wiederauferstehen des Pharaonen-Reiches als das Resultat einer Art französisch-albanesischen Bündnisses bezeichnen kann. Wenn man alle die Dienste aufzählen wollte, welche Aegypten unter der albanesischen Dynastie von dem Muth und der Intelligenz der Franzosen geleistet wurden, so müßte man einen eigenen Band darüber schreiben. Wer kennt nicht die Schrift von Mariette, dem gelehrten Verfasser des „Serapeum de Memphis, über die griechischen Alterthümer?

Die Einrichtung des Consulats von Janina und von Scutari hat in ganz Albanien den Einfluß französischer Ideen befestigt. Das Werk eines M. Hecquard, Consuls von Scutari, über die Gegerei (la Guégarie); seine Beziehungen zu dem Anführer der Mirditen, die aufrichtige Zuneigung, die er für die Landsleute

Scanderbeg's gefaßt hatte, haben einen lebhaften Eindruck auf die Gegen (les Guégues) gemacht. Joubanij, ein ehemaliger Dolmetscher des Consulats, welcher Hecquard bei seinen Nachforschungen geholfen hat und sich ohne Mühe der französischen Sprache bedient, wird hoffentlich diese Arbeiten nicht unvollendet lassen.

Die transdanubischen Rumänen sind eine Bevölkerung, die den Uebergang zwischen den beiden pelasgischen Gruppen des Südens der Halbinsel bildet, weil man sie zugleich auf dem hellenischen wie dem albanesischen Boden findet. Unter den Rumänen Albaniens ist der berühmte Coletti, einer der Helden des griechischen Unabhängigkeitskrieges, geboren, der so lange Zeit in Athen der hervorragende Anführer der französischen Partei gewesen ist. Paris, das ihn in seinen Mauern gesehen, hat seine kriegerische Haltung, sein offenes Wesen, seinen entschiedenen Charakter gepriesen. Seine Gegner haben ihm zu sehr vorgeworfen, „unter dem ausschließlichen Einfluß von pariser Ideen zu stehen", als daß es nöthig wäre, dies noch besonders hervorzuheben.

Derselbe Vorwurf ist auch den Rumänen der vereinigten Fürstenthümer nicht erspart worden. Obwohl sie die Franzosen nicht „Wiegenbrüder" nennen, wie die Albanesen thun, so betrachten sie doch Paris als ein zweites Vaterland; ein Gefühl, welches von einem ihrer Dichter, Cretziano, in den Worten ausgedrückt wurde:

. . . . . O goldne Stadt
In der ich in meiner Jugend schöne Jahre verlebte,
Welche die Kunst und Wissenschaft und der Genius schmücken,
O wär' ich in Deinem freien Schooße geboren!

Die französische Sprache ist den orientalischen Lateinern so vertraut geworden, daß ich meines Theils, und ich bin nicht die einzige, das Rumänische habe „studiren" müssen.

Der berühmte Dichter, dem Rumänien das Wiedererwachen seiner Literatur und das Wiederaufnehmen der lateinischen Schriftzüge anstatt der cyrillischen Buchstaben

verdankt, hat, als er von der absolutistischen, dem Jahre 1848 folgenden Reaktion verfolgt wurde, (1849) gleich dem namhaften Manin einen Zufluchtsort in Paris gefunden, wo er in französischer Sprache mehre bedeutende Werke herausgegeben. Auch haben in dieser Stadt die anderen Führer der nationalen Bewegung dieser Epoche, z. B. Nicolas Golesko, während ihres langen Exiles gelebt, eines Exiles, das erst nach dem orientalischen Kriege zu Ende ging. Ihre Beziehungen zu Paris, wo eine rumänische Kirche gegründet wurde, und zu der pariser Presse haben seit jener Zeit nicht aufgehört. Oft bedienen sie sich, nach dem Vorbild von Héliade, der französischen Sprache, um ihre Ansichten über die Zukunft ihres Landes kund zu thun. Dies hat zum Beispiel ein hervorragender National-Oekonom, der alte Fürst von Samos, Johannes Ghika, letzhin Präsident des Ministerrathes von Rumänien, gethan. Ich würde nicht damit zu Ende kommen, wenn ich alle Schriftsteller dieses Landes citiren wollte, die wie Bolliac, Boerescо, Jonescо, in französischer Sprache geschrieben haben.

Die Slaven der orientalischen Halbinsel, deren Civilisation viel weniger vorgeschritten ist, haben in nicht so intimen Beziehungen zu Paris gestanden. Indessen liegen die Zeiten fern hinter uns, wo die Anführer der Slaven des Südens niemals nach Frankreich gingen. Die serbischen Fürsten, die ich in meiner Jugend gekannt, hatten Paris nie besucht. Es war in Venedig, wo ich Peter II. Petrowitsch, den letzten „vladika“ (Fürst-Bischof) von Montenegro sah. Ich habe den Fürsten Milosch I. Obrenowitsch nie ein französisches Wort aussprechen hören. Nicht so ist es mit seinem Erben, dem Fürsten Michel Obrenowitsch, der in den Hauptstädten des Abendlandes gelebt hat, sich der französischen Sprache bedient, wenn er sich nicht an seine Unterthanen wendet, und Minister besitzt wie Garachanine, dessen Sympathien für die französischen Ideen nur zu wohl bekannt sind. Auch wenn zwei serbische Schrift-

steller, Gronitsch und Jankowitsch, die Interessen ihrer Nationalität vertheidigen wollten, haben sie sich des Französischen bedient.

Der Einfluß von Paris ist bis in die rauhen Thäler von Montenegro, dem unverletzten Asyle der serbischen Patrioten gedrungen. Als der energische Daniel I. Petrowitsch, ein Nachfolger Peters II., nach Abschaffung des theokratischen Regiments, die alte nationale Regiegierung wieder einsetzte, empfing er in Paris (1857) die Inspirationen, die einen großen Einfluß auf den übrigen Theil seines Lebens ausübten. Das Gesetzbuch, das er veröffentlicht hat, seine Reformen, seine ganze Politik beweisen, daß er sein kühnes Volk mit der Civilisation, deren Vorzüge er kennen gelernt, zu befreunden suchte. Er wollte, daß sein Neffe, welcher unter den Namen Nikitza I. Petrowitsch sein Nachfolger wurde, als er selbst unter den Stößen eines Meuchelmörders fiel, auf dem Lyceum Ludwigs XIV. erzogen würde. Seine muthige und intelligente Gemahlin, die Fürstin Darinka, welche die französische Sprache mit großer Gewandtheit spricht und die pariser Reise mit ihnen gemacht hatte, war stets von demselben Eifer beseelt wie der Fürst, wenn es sich darum handelte, die Segnungen der Civilisation in Montenegro einzuführen.

Die Art der Existenz ist bei den in Paris lebenden Orientalen je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und Nationalität verschieden. In den Gegenden, wo noch die ungestümen Sitten des Mittelalters bestehen, sind die Revolutionen so häufig, daß mehr als ein orientalischer Souverain seine bewegte Laufbahn in Paris vollendet hat. Der letzte Fürst der Moldau, Gregor Ghika, gestorben in der Schlacht bei Melün, hatte sich nach Paris zurückgezogen; und gewöhnlich fassen die rumänischen Fürsten denselben Entschluß, während die serbischen Souveraine, wie Milosch und Alexander Karageorgewitsch den Aufenthalt in Wien vorgezogen haben. Der Luxus, den einige rumänische Fürsten nach ihrem Sturze entfaltet, die Verschwendungen einiger reichen

Gutsbesitzer haben unter den Parisern dem „Bojaren“ den Ruf erworben, welchen in London der aus Indien zurückgekehrte „Nabob“ besitzt. Die orientalischen Lateiner sind gleich den Polen und Russen, dem Geiste der Berechnung viel zu fremd, und ihre natürliche Großmuth überschritt leicht alle Grenzen zu einer Zeit, wo die Reichthümer in ihrem Lande keine Seltenheit waren. Aber das Drängen und Treiben, welches überall außer in England, dahin trachtet, die großen Besitzanhäufungen Einzelner verschwinden zu lassen, macht sich ebenso sehr an den Ufern der Donau fühlbar, wie an den Gestaden der Seine, und der Tag ist nicht fern, wo der glückliche Beamte, der aus dem Staatsschatze schöpft, allein noch reich sein wird und wo der „Bojar“ den ägyptischen Fürsten und Paschas das Monopol des Luxus überlassen, und versuchen muß, nach griechischer Weise zu leben.

Griechenland, welches nicht wie Rumänien Hülfsquellen jeglicher Art besitzt, ist in der That eine ausgezeichnete Schule der Oekonomie. Außerdem wird bei den Griechen der Geist der Berechnung und Vorsicht durch den Handel ausgebildet. Daher kommt es, daß sie — selbst in der Jugend — in allen Gegenden des Abendlandes, in Livorno wie in Marseille, in Manchester wie in Paris, den Versuchungen der großen Städte zu widerstehen wissen. Da bei ihnen der Geschmack an den Studien entwickelter ist als bei den anderen Orientalen, so können sie, wenn sie Franzosen werden (ein übrigens sehr seltener Fall), die Examina leicht bestehen, welche so vielen jungen Leuten bei dem Einschlagen einer Laufbahn hinderlich sind. Ein Grieche, der General Bourbaky, ist heute Divisions-General. Im großen Ganzen denken die Söhne Griechenlands, die in Paris als Studirende leben, dem vornehmlich praktischen Geiste ihres Volkes getreu, weniger daran, sich mit den die Nation leitenden Ideen vertraut zu machen, als an die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse zur Ausübung eines einträglichen Berufes. Der Ru-

mäne, weniger Vermögen und Zukunft bedenkend, bekümmert sich im Gegentheil um alle Kundgebungen des öffentlichen Geistes. In einem Lande, welches wie das seinige der lateinischen Civilisation angehört, glaubt er, daß Alles, was die Franzosen an den Ufern der Seine interessirt, auch das „orientalische Frankreich" interessiren muß.

Die Schweizer-Kolonie

von

William Raymond.

Nach der deutschen Kolonie ist die der Schweizer gewiß die zahlreichste der Fremden-Kolonien von Paris. Sie beläuft sich jetzt auf 25- oder 30,000 Seelen, ohne die Ab- und Zugehenden oder flüchtig Durchreisenden mit zu rechnen.

Außer den in Sold stehenden Truppen, der alten Schweizer-Garde — dem Schweizer-Hundert — den Regimentern auf Capitulation, die von Ludwig XI. bis zur Restauration zum Hofhalt der Könige von Frankreich gehörten und ihrem Vaterlande durch das treue Festhalten an ihrem Eide und ihrer Fahne Ehre machten, hat es zu allen Zeiten einen bestimmten Kern von Schweizern in Paris gegeben. Dieselbe Tugend, die so gute Soldaten aus ihnen machte, erwarb ihnen von jeher das Zutrauen der Reichen und das Privilegium, die Thüren ihrer Häuser zu hüten. Daher der Name „Schweizer", welchen man den Pförtnern großer Hôtels und den Thürstehern an den Kirchen gegeben hat.

Aber es ist ein weiter Schritt von dieser bescheidenen Entstehung der Schweizer-Kolonie in Paris bis zu dem glänzenden Rufe, den sie später erworben, Dank den

bedeutenden Männern, die sie seit mehr als einem Jahrhundert besessen hat.

Die Schweizer, die in Folge ihrer liberalen Institutionen durchschnittlich gut unterrichtet, oft von ehrgeiziger, beweglicher Natur sind, ohne in ihren kleinen Republiken die Luft und den Spielraum zu finden, deren sie bedürfen, wandern gern in die Fremde aus, aber gewöhnlich gehen sie mit der Hoffnung, in ihre herrlichen Thäler zurückzukehren und hier die Früchte ihrer Arbeit und Sparsamkeit zu genießen. In großen Städten bietet sich ihnen leicht eine Gelegenheit, ihre Thätigkeit zu entfalten oder ihr Talent auszuüben. Auch trifft man sie mehr vorübergehend als bleibend angesiedelt in allen Hauptstädten an, wo sie viel unter einander verkehren, sich unterstützen, sich helfen und dabei ihre heimathliche Sprache in ihrer ganzen Naivetät und ursprünglichen Rauhheit bewahren.

Es giebt in Paris, d. h. in den ungebildeten Klassen, eine Menge Menschen, die an das Vorhandensein einer „schweizerischen" Sprache glauben. Man hat mir, einem Schweizer des Waadtlandes, mehr als einmal das Compliment gemacht, daß ich für einen Schweizer ziemlich gut französisch spreche. Es wird also nicht ganz und gar unnöthig sein, wenn ich die Pariser daran erinnere, daß wir in der Schweiz nicht weniger als vier Sprachen reden, die so zu vertheilen sind:

1,680,896 Einwohner sprechen einen deutschen Dialekt, der himmelweit von dem klassischen Deutsch verschieden ist;

540,072 reden ein mehr grammatisch richtiges als angenehm ausgesprochenes Französisch;

129,333 sprechen italienisch — und

42,439 bedienen sich der romanischen oder rhätischen Sprache.

Diese letztere Sprache, die nur in dem östlichen Theile von Graubündten (dem Ober- und dem Unter-Engadin) angetroffen wird, ist wegen ihres hohen Alters bemerkenswerth. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem

vor Zeiten in Etrurien und Rom gesprochenen Latei=nisch. Auch wird sie hin und wieder corrumpirt „le ladin“ genannt.

Was das Schweizer=Deutsch anbetrifft, so weiß ich es nicht besser zu charakterisiren, als wenn ich meine eigenen Erfahrungen erzähle. In der Ueberzeugung, daß von der großen Mehrzahl meiner Landsleute deutsch gesprochen werde, entschloß ich mich als Student, die deutsche Sprache in dem Lande zu erlernen, wo man sie am besten spricht, und der Zufall führte mich in den Norden von Preußen. Nach Verlauf von vier Jahren kehrte ich höchst befriedigt von meinen germa=nischen Studien, denn ich sprach das preußische Deutsch vortrefflich, in mein Vaterland zurück. Aber schon in Frankfurt a. M. begann ich die Ohren zu spitzen. Der rheinische Dialekt entstellte bereits die Reinheit der Sprache, die ich so eifrig erlernt hatte. Im Großherzogthum Baden glaubte ich, daß ich anfinge, taub zu werden; in Basel endlich verstand ich kein einziges Wort mehr. So hatte ich meine eidgenössiche Ausbildung vervoll=ständigt.

Der schweizer=deutsche Dialekt begnügt sich nicht da=mit, das Hochdeutsche mit rauhen Hauchen und harten Gutturaltönen zu überladen, sondern er streicht eine Menge Buchstaben, ändert die Endungen und entstellt die Wurzeln dermaßen, daß ein wirklicher Deutscher es durchaus nicht besser versteht als ich. Diese holprige Sprache, oder vielmehr dies Kauderwelsch wird in Bern und in Zürich in der besten Gesellschaft gesprochen. Doch wollen wir hinzufügen, daß in allen Schulen reines Hochdeutsch gelehrt wird, und daß, außer dem Accent, der nicht auszurotten ist, die Schweizer der neuen Generation dahin kommen werden, sich der klassi=schen Sprache viel allgemeiner zu bedienen.

Im Tessin und in den südlichen Thälern von Graubündten sind nicht weniger als acht verschiedene italienische Dialekte gebräuchlich.

Bleibt noch das Französische, das in den 3 Cantonen

Waadt, Neuchâtel und Genf, wie in einem Theile von Wallis, dem Canton Freiburg und dem Berner Jura gesprochen wird. Die Bauern der französischen Schweiz reden das platte „romanche“, das aus der Auflösung des Lateinischen unter dem Einflusse des germanischen Burgunden-Stammes entstanden ist, und welches eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „romanche“ der Graubündtner, dem Catalanischen und dem Walachischen bewahrt.

Man wolle mir diese kleine Abhandlung über die von den Schweizern geredeten Sprachen verzeihen. Sie machen eben so wohl wie das Provençalische, das Gaskonische und die Gaunersprache (l'argot) einen Theil der in Paris gebräuchlichen Idiome aus. Man wird oft mit Erstaunen junge, sehr gut gekleidete Kaufleute in den Kaffeehäusern oder Bierlokalen sich im Schweizer-Deutsch unterhalten hören. Der Kellner oder der Portier konversirt vielleicht in unserer Gegenwart mit einem Landsmann auf gut Waadtländisch, Genfisch oder Neuenburgisch, und wenn man bei einem Graubündtener Zuckerbäcker (und Paris hat deren eine Menge) ein Naschwerk verzehrt, so kann man ihn mit seiner Ehehälfte im „ladin“ zanken hören wie einen Etrusker, der von chronischem Schnupfen geplagt wird.

Wir haben bereits gesagt, daß die Schweizer häufig auswandern. Mehr als durch alle Raisonnements wird dies durch die unerbittliche Statistik bewiesen, die nicht weniger als 72,506 Schweizer Bürger als in der Fremde lebend angiebt, also 3 Procent der ganzen Bevölkerung. Von dieser Zahl haben 38,255 die Absicht, in ihr Vaterland zurückzukehren, 33,831 scheinen darauf zu verzichten und 720 haben in dieser Hinsicht dem gewissenhaften Verfasser der statistischen Berechnungen ihre geheimen Gefühle verborgen. Tessin und Graubündten sind die Cantone, in denen sich die Zahl der Ausgewanderten am höchsten beläuft. Sie liefern beinahe den dritten Theil der ganzen Summe.

Vor zehn Jahren zählte unser Statistiker in Frank-

reich nur 16,166 Schweizer, aber obgleich man die Zahl der zur Schweizer-Kolonie von Paris gehörenden Personen nie genau feststellen konnte, scheint es doch, daß dieselbe sich seit jener Zeit mindestens verdoppelt hat. Wenigstens geben die Bestunterrichteten, unter anderen der Herr Minister-Präsident des Bundesstaates, der so gütig war, uns bei unserer Aufgabe zu helfen, die Zahl der Schweizer auf 25 bis 30,000 Seelen an.

Die Schweizer-Kolonie in Paris ist nicht als eine solche organisirt. Die ganz ideale Benennung begreift vielmehr alle in Paris wohnhaften Schweizer, welcher Sprache, welcher Religion und welcher Klasse der Gesellschaft sie auch angehören mögen. Unter den bedeutenden Persönlichkeiten, welche die Schweiz in Paris ruhmvoll repräsentirten, nennen wir voller Stolz: den Genfer Jean Jacques Rousseau, der seinen Ursprung niemals verleugnet hat; dann Frau von Staël, deren Vater, der Finanz-Minister Necker, ein Genfer, und deren Mutter, Suzanne Curchod, aus Lausanne war; ferner Benjamin Constant von Rebecke, in Lausanne geboren, der jedoch später französischer Bürger wurde; Frau von Charrière, eine Holländerin von Geburt, aber die Frau eines Waadtländischen Edelmannes, die sich in Paris im Kreise der Schweizer-Kolonie bewegte; die Finanzmänner Pourtalès und von Rougemont; ferner berühmte Künstler wie Petitot, den König der Email-Malerei, und Thouron, seinen Nebenbuhler; den geistvollen Portrait-Maler Liotard; Arlaud, den Maler des Regenten; die Bildhauer Jean Chaponnière, Schöpfer von einem der Bas-Reliefs des Arc de l'Etoile; Pradier, den modernen Athener, und endlich Léopold Robert, den Raphael des neunzehnten Jahrhunderts.

Das wären die Todten. Was nun die Berühmtheiten anbelangt, welche die Kolonie heutigen Tages liefert, so würde es uns schwer werden, sie Alle zu nennen. Nomina sunt odiosa. Laßt uns jedoch daran denken, daß das Künstler-Geschlecht Girardet, welches, seit dem Tode des ehrwürdigen Abraham Girardet, dem Lehrer

Leopold Roberts, aus drei Brüdern, Karl, Eduard und Paul besteht, aus Neuchâtel herstammt; daß Herr Gleyre, der Maler-Poet der „verlorenen Illusionen", aus dem Waadtlande ist, Herr Bovy, der berühmte Medaillenstecher, aus Genf, Herr Bodmer von Züricher Herkunft, Herr Baud, der Maler auf Email, aus Genf, und daß die Herren Berthoud, Gsell, Landerer und Mariani gleichfalls in Paris ehrenvoll bekannte Schweizer Maler sind.

In den Wissenschaften wollen wir den berühmten militairischen Schriftsteller und General Jomini nennen, der ein Waadtländer ist, gleich wie den Dichter Juste Olivier, den Verfasser der Schweizer Marseillaise. Herr Jean Jacques Dubochet, Gründer der „Illustration," — Frau v. Gasparin, — Herr Bordier, Autor einer wohlbekannten Geschichte Frankreichs, — und Herr Scherer, Herausgeber des „Temps", sind Genfer.

Die Schweizer von Paris zeichnen sich aber hauptsächlich in der Industrie und dem Finanzfache aus. Der Banquier Necker hat eine ganze Schule hinterlassen. Es reicht hin, unter den großen Banquier-Firmen die eines Hottinger, eines Mallet, eines Marcuard, eines Hentsch, eines Bernes, eines Mussard, eines Zellweger 2c. zu nennen. Unter den Industriellen wären hervorzuheben: das Haus Sieber, dessen Chef jetzt Regent der französischen Bank ist, und Herr Vincent Dubochet, Direktor und Gründer der Gas-Gesellschaft von Paris. Außer ihnen giebt es noch eine große Anzahl sehr bedeutender Industrieller; aber ich respectire ihre Privat-Stellung und enthalte mich einer Reclame, deren sie durchaus nicht bedürfen. Ich begnüge mich damit, unter den populärsten Namen den des vortrefflichen Direktors der Central-Schule, Herrn Verdonnet aus Lausanne, zu nennen; des Gründers der populären Vorträge, des geistigen Vaters der arbeitenden Bevölkerung von Paris.

Die Schweizer-Kolonie steht unter dem politischen Schutze des Herrn Dr. Kern, bevollmächtigten Ministers des Bundes-Staates bei der französischen Regierung.

Nachdem Dr. Kern das Glück gehabt, der falschen Situation ein Ende zu machen, in welcher sich der Kanton Neuenburg Preußen und das Deppenthal Frankreich gegenüber befand (wobei ihm die gütige Intervention Kaiser Napoleons zu Hülfe kam, der nicht vergessen hat, daß er einst Artillerie-Hauptmann der Schweiz gewesen), hat derselbe im Jahre 1864 eine Reihe von Verträgen mit der französischen Regierung abgeschlossen: einen Handels-Vertrag, einen Niederlassungs-Vertrag, einen Vertrag über den gegenseitigen Schutz des literarischen, künstlerischen und industriellen Eigenthums, endlich einen Vertrag über den Grenz-Verkehr, der die Beziehungen der Schweizer-Kolonie zu Frankreich noch mehr befestigt, indem er beiden Nationalitäten die ausgedehntesten Rechte zusichert.

Ungeachtet dieser Vortheile hat die Schweizer-Kolonie viele Arme. Zu ihrem Beistande sind zwei wohlthätige Vereine gegründet worden; der älteste ist: „la société helvétique de bienfaisance“, der im Jahre 1820 gegründet wurde und jährlich in Unterstützungen aller Art an 20,000 Francs vertheilt. Außerdem existirt eine Société suisse de secours mutuels, die jährlich an kranke oder arbeitslose Mitglieder circa 5000 Francs vertheilt und aus Arbeitern und Handlungsdienern besteht.

Im vergangenen Jahre haben sich diese beiden Gesellschaften vereinigt, um in Saint Mandé ein Greisen-Hospital zu gründen.

Eine Collecte, die zu diesem Zweck in der schweizerischen vornehmen Welt veranstaltet wurde, hat nicht weniger als 168,000 Francs ergeben, wozu noch 83,000 Francs als Ertrag eines Bazars rue de Grenelle-Saint-Germain, gekommen sind.

Vor etwa einem Jahre haben die jungen Schweizer einen Turnverein gegründet. Außerdem existirt ein Singverein, „l'Harmonie suisse“, einer der besten von Paris, der von Riedel, dem Dirigenten des Musikcorps der Garde-Gendarmes mit großem Talent geleitet wird,

eine Zierde aller schweizerischen Zusammenkünfte ist und dem helvetischen Patriotismus im Auslande Leben und Ausdruck verleiht.

Gestern erst, als wir im Begriff waren, diese Notiz zu beendigen, erklangen Schweizer-Chöre, die Vaterland und Freiheit feierten, im großen Saale des Hôtel du Louvre, wo 350 pariser Schweizer das Jahresfest der société helvétique de bienfaisance begingen. Die an den Wänden hängenden Fahnen der 22 Kantone, Sinnbilder der Kantonal-Souverainität und darüber die rothe Bundesfahne mit weißem Kreuz, Sinnbild der Eintracht und des Zusammenstehens, verhüllten das goldene Tafelwerk des Saales mit ihren demokratischen Falten.

In nächster Zeit, bei der Welt-Ausstellung, wird man dieselben Banner über Erzeugnisse flattern sehen, die zu ihrem Entstehen weder des Schutzes der Regierung, noch der Fürstengunst bedurften — über Erzeugnissen, die durch eine weit überlegenere Kraft ins Leben gerufen wurden, jenes Princip, das die kleine Schweiz zu einer geachteten Nation gemacht hat — durch die Freiheit!

R. Lesser. Verlagsbuchhandlung. Berlin.

Internationale Bibliothek,

à Band 15 Sgr.

PARIS

Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe des „Paris Guide."

Hiervon sind bis jetzt folgende Bände erschienen:

Geschichte von Paris.

Inhalt: Einleitung von Victor Hugo. — Das alte Paris von Louis Blanc. — Geschichte von Paris von Eugèn Pelletan. — Die historischen Häuser von E. Fournier..

Das Museum des Louvre

von

Théophile Gautier.

Die Paläste und Denkmäler von Paris.

Inhalt: Der Palast des Louvre, der Palast von Luxemburg, das Palais Royal, das Palais l'Elysée und die Geräthkammer von Ferdinand de Lasteyrie. — Der Tuilerien-Palast von Arsène Houssaye. — Das Rathhaus (l'hôtel de ville) von P. Lanfrey. — Der Thurm St. Jacob von E. Plouvier. — Die Säulen von A. Assolant. — Die Triumphbogen von G. Guillemot. — Das Panthéon von Edgar Quinet.

Physiologie von Paris.

Inhalt: Pariser Leben von Paul Féval. — Auf den Trümmern von Edmond About. — Pariser Typen und Clubs von Ch. Yriarte. — Der Bibliophile von Jules Janin. — Kleine Industriezweige von Edmond Texier. — Die Fechtsäle von E. Legouvé. — Bälle und Concerte von Champfleury. — Der Schlummer von Paris von Henry de Pène. — Die Colonien in Paris von Bamberger. — Die Russische Colonie von Herzen. — Die Orientalen in Paris von Dora d'Istria. — Die Schweizercolonie von William Raymond.

Promenaden in, um, unter und oberhalb Paris.

Inhalt: Die Blumen in Paris von A. Karr. — Die Boulevards von Paul de Kock und E. de la Bédollière. — Das Holz von Boulogne, die Champs Elysées, der Wald und das Schloß von Vincennes von A. Achard. — Das Marsfeld von F. Mallefille. — Die Katakomben und Paris vom Ballon aus von Nadar.

Jeder Band mit Titelbild einzeln käuflich.

Verlagsbuchhandlung von **R. Lesser in Berlin.**

à Band 15 Sgr. **Internationale Bibliothek.** **à Band 15 Sgr.**

PARIS

Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens

in

Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

Hiervon sind erschienen:

Geschichte von Paris
von V. Hugo, L. Blanc, Pelletan, Fournier.

Das Museum des Louvre
von Th. Gautier.

Die Paläste und Denkmäler von Paris
von Lasteyrie, Houssaye, Lanfrey, Quinet 2c.

Physiologie von Paris
von Féval, About, J. Janin, Champfleury, Bamberger 2c.

Promenaden
in, um, unter- und oberhalb Paris
von A. Karr, P. de Kock, Achard, Nadar 2c.

Jeder Band mit Titelbild einzeln käuflich.

à Band 10 Sgr. **Welt-Bibliothek** **à Band 10 Sgr.**

Gemischte Gesellschaft.
Biographische Skizzen von George Hesekiel.

Der Kammerdiener des Kaisers.
Eine Hof-Geschichte von Georg Hiltl.

Absonderliche Menschenkinder.
Portraits von George Hesekiel.

Jeder Band einzeln käuflich.

Umschlagdruck von Gebr. Grunert in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paris ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens

Bd.: [1]

Berlin [1867]
Gall.sp. 138 ib-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10427242-5